

Presseschau

15.11.2018

Freie Universität Berlin

DER TAGESSPIEGEL vom 15.11.2018, Seite 12	
Zu Tode gezüchtet	3
die tageszeitung vom 15.11.2018, Seite 14	
„Es ist keine Leiter“	4
Eltern vom 14.11.2018, Seite 90-94	
Driving home für christmas	5

Charité - Universitätsmedizin Berlin

Frankfurter Rundschau vom 15.11.2018, Seite 5	
Druck bei Organspende nimmt zu	7

Wissenschaftslandschaft Berlin-Brandenburg

Berliner Morgenpost vom 15.11.2018, Seite 10	
„Frauen tun der Partei gut“	8
Berliner Zeitung vom 15.11.2018, Seite 18	
Der reisende Forscher	11
DER TAGESSPIEGEL vom 15.11.2018, Seite 25	
Seine Themen sind aktueller denn je	13
epd Landesdienste vom 14.11.2018	
Forschung feiert 250. Geburtstag von Alexander von Humboldt - Website für Humboldt-J... ..	14
DIE ZEIT vom 15.11.2018, Seite 40	
Ideen für das Überleben der Menschheit	15
DER TAGESSPIEGEL vom 15.11.2018, Seite 25	
Immer mehr Global Health in Berlin	16

Wissenschaftslandschaft Deutschland

DIE ZEIT vom 15.11.2018, Seite 81	
Berlin ist nicht Ibbenbüren	17

chemanager-online.com vom 14.11.2018 10:30	
Gründerszene in Deutschland	20
KNA Landesdienst Bayern vom 14.11.2018, Seite 527	
Katholische Uni will mehr Professorinnen berufen	21
 Wissenschaftslandschaft Europa und übriges Ausland	
DIE ZEIT vom 15.11.2018, Seite 83	
Ackern und den Mund halten #	22
 Pressemitteilungen der Freien Universität Berlin	
Freie Universität Berlin vom 15.11.2018	
Vom ‚Intellektuellen Film‘ zu einer filmischen Ikonographie	24
Freie Universität Berlin vom 15.11.2018	
HEUREKA! Berufsperspektiven für Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften	26
Freie Universität Berlin vom 15.11.2018	
Das Erbe der 68er aus US-amerikanischer und europäischer Perspektive	28
Freie Universität Berlin vom 15.11.2018	
Santander unterstützt Hispanistentag: Die Freie Universität Berlin ist Gastgeberin des... ..	30
 Online-Magazin Campus.leben der Freien Universität Berlin	
Freie Universität Berlin vom 15.11.2018	
Blick hinter die Kulissen / 15. November, 18 Uhr: Antrittsvorlesung von Professor Jan... ..	32
Freie Universität Berlin vom 15.11.2018	
Wenn in der Französischen Straße die Fledermäuse singen: Im Pierre Boulez Saal in... ..	36

Autor: Regina Wank
Seite: 12
Weblink: tagesspiegel.de

Ressort: Lokales, Berlin , Brandenburg
Quellrubrik: Brandenburg

Zu Tode gezüchtet

Plattnase und Glubschaugen - Hund, Katz' & Co. sehen immer extremer aus. Nun startet die Berliner Tierärztekammer eine Kampagne gegen Qualzuchten

Berlin - Ist er nicht niedlich, der kleine Mops, mit seinen großen Kulleraugen, der Plattnase und dem Stummelschwanz? Niedlich ja, aber auch todkrank. Diagnose: vollkommen überzüchtet. Wichtig ist seinen Liebhabern offenbar zuallererst sein Aussehen. Dass Hunde von ihren Anlagen her eigentlich zur Jagd, als Bewacher oder einfach als Kumpel und Spaßmacher in der Familie geboren werden - egal. Der Hund soll möglichst lang wie ein Welpen wirken, Zuchtziel: Kindchenschema. Aber nun reicht es vielen Berliner Tierärzten, sie wollen massiv gegen sogenannte Qualzuchten vorgehen.

Die Tierärztekammer Berlin startet eine Kampagne gegen solche Verirrungen. Eine Woche lang sind ab sofort bis zum kommenden Donnerstag in Berlin Großplakate zu sehen mit dem Slogan: „umdenken-tierzuliebe“ und weiter: „Ihr findet uns süß, aber ihr wisst nicht, wie wir leiden.“ Damit wollen die Veterinäre den Trend zum „unbedachten Tierkauf“ stoppen und potenzielle Käufer „sensibilisieren“, wie Sprecher der Tierärztekammer am Mittwoch vor der Presse betonten. In der Bevölkerung herrsche eine „große Gedankenlosigkeit“.

Welche Folgen Qualzuchten haben, machten die Experten eindrücklich klar. Französische und englische Bulldoggen, aber auch Mopsen leiden unter „Brachycephalie“, einer gezielten Umformung

des Schädels. Das sei immer mit Schmerz und Leid für die Tiere verbunden. Deformationen an den Atemwegen, dem Gebiss, dem Mittelohr, den Augen und dem Gehirn sind die Folgen. Die Tiere bräuchten viermal so viel Energie, um zu atmen, oder könnten nicht mehr hecheln. Doch gerade das ist für Hunde zur Abkühlung lebensnotwendig.

Damit ist die Qualliste aber längst nicht zu Ende. Jeder vierte Dackel erleidet laut Tierärztekammer einen Bandscheibenvorfall und muss oft als Folge einer Querschnittslähmung eingeschläfert werden. Jeder fünfte Dalmatiner ist völlig taub. Und das Problem betrifft nicht nur Hunde. Auch bestimmte Katzenrassen würden für den Geschmack des Frauchens oder Herrchens unverantwortlich hochgezüchtet: ohne Haare oder Schwanz.

Es würde ja schon viel helfen, wenn überzüchtete Tiere nicht mehr ganz so präsent in Film, Fernsehen und Werbung wären, meinen die Tierärzte. Durch diese ständige Präsenz würden bestimmte Rassen ungebremst gehypt. „Die Züchter sind nicht die Bösen“, betont Achim Gruber, Tierpathologe der Freien Universität Berlin (FU). „Sie liefern nur, was sich die Käufer wünschen.“ Entscheidend sei, die Öffentlichkeit aufzuklären. Nur so könne man wieder zur Zucht von „gesunden, schmerz- und leidensfreien Tieren“ zurückkehren.

Doch am Mittwoch nahmen die Veterinäre nicht nur Haustiere in den Fokus. Es ging auch um Nutztiere wie Kühe, Schweine oder Hühner, die immer mehr Milch, Fleisch oder Eier liefern müssten. Die Tiere würden zu widernatürlichen Leistungen hochgezüchtet, hieß es. Ziel: möglichst viele Nachkommen, hohe Rentabilität. „Wir nehmen die Folgen für die Tiere bewusst in Kauf, indem wir ein solches Anforderungsprofil an sie haben“, sagt Diana Plange, Tierschutzbeauftragte des Landes Berlin. Stoffwechselerkrankungen, Organschäden, Muskelkrankheiten und Gelenkverletzungen seien die Folgen. Doch bei den Nutztieren sei es noch schwerer, gegen Qualzuchten vorzugehen, als bei Heimtieren.

Heidemarie Ratsch, die Präsidentin der Tierärztekammer Berlin, fordert daher einen „Bewusstseinswandel unter Haltern und mehr Fortbildungen für Tierärzte“. Entscheidend sei: „Die Gesundheit muss im Vordergrund stehen.“ Und Diana Plange fügt hinzu: „Wir müssen uns fragen, was erlauben wir uns eigentlich, mit Tieren zu machen?“ Regina Wank
 Außer Atem. Viele Städter wollen niedliche Hunde mit Kindchenschema. Aber gerade diese Rassen landen besonders häufig auf den Behandlungstischen.
 Foto: Emily Wabitsch/dpa

Urheberinformation: Tagesspiegel

die tageszeitung vom 15.11.2018



Autor: Irina Angerer
Seite: 14
Ressort: Gesellschaft
Weblink: <http://www.taz.de/!5548203/>

Seitentitel: taz zwei
Jahrgang: 40
Nummer: 11783

die drei fragezeichen

„Es ist keine Leiter“

Unter dem Hashtag #unten hat *Der Freitag* eine Kampagne gegen soziale Diskriminierung initiiert. Ein rundum gute Sache? Fragen an den Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch

taz: Herr Stefanowitsch, was verbinden Sie mit den Worten „unten“, was mit „oben“?

Anatol Stefanowitsch: Die ganze Metaphorik von „oben“ und „unten“ ist interessant. Das Wort „unten“ ist immer schlechter konnotiert. Wenn man unten ist, ist man kleiner. Also in einer ungünstigen Position. Und wenn man „oben“ ist, ist das positiv. Viele Begriffe sind problematisch. „Sozial schwach“ zum Beispiel wird oft als Euphemismus für „wenig Geld“ verwendet. Der Ausdruck versteckt die Tatsachen, die zu diesem Zustand führen. Bei dem Wort „schwach“ klingt es so, als wäre die Person schwach und nicht die Struktur. Das ist wie bei dem Wort „Behinderung“. Es

wird der Person als Eigenschaft zugeschrieben. Dabei ist es die Gesellschaft, welche die Person behindert und Barrieren aufbaut. Bei „unten“ und „oben“ entsteht das Bild einer sozialen Leiter, auf die man hinaufklettern kann, wenn man sich nur anstrengt.

Dem widersprechen Sie?

Ja, denn es ist keine Leiter. Es ist eine komplexe Situation in einer gesellschaftlichen Struktur. Und es schwingt natürlich mit, dass die Leute die „oben“ sind, schon etw. dafür getan haben, um oben zu sein. So als ob sie einen Berg erklommen hätten und eine Leistung erbracht hätten.

Einige stoßen sich an dem Wort „unten“ in der Kampagne. Sie auch?

Den Hashtag würde ich nicht kritisieren. Bei #unten sehe ich wenn dann ein anderes Problem. Es gibt verschiedene Arten von Ungleichheiten: etwa eine kulturelle und eine materielle. Bei dem

Hashtag ist es schwer zu unterscheiden, um welche Art von Ungleichheit es sich denn genau handelt. Materielle Ungleichheiten kann man überwinden, bei kulturellen Ungleichheiten zwischen Gesellschaftsschichten ist das schon schwieriger. Ich glaube, das Thema ist viel zu komplex, um es auf einen Hashtag runter zu brechen. Aber eigentlich weiß man nie, welcher Hashtag die Leute dazu bewegt, sich zu einem Thema zu äußern. Kampagnen entstehen spontan. Und irgendwie war #untengut. Es hat viele Leute angesprochen, die mitgemacht haben.

Interview Irina Angerer

Anatol Stefanowitsch ist Professor für die Struktur des heutigen Englisch an der FU Berlin. Er bloggt auf sprachlog.de

Urheberinformation: TAZ Verlags- und Vertriebs GmbH

Driving home für christmas

ZOOM \ Unterwegs sein Erst Staubericht, dann Stille Nacht: Für viele junge Familien ist die Weihnachtszeit vor allem Reisezeit. Zu Omas Sauerbraten, Brunch mit Tanten und Onkeln oder auf Zickzack-Tour mit mehreren Stationen. Wann sind die heftigsten Reisetage, was hilft beim stressfreien Ankommen, und warum läuft im Autoradio seit 30 Jahren dasselbe Lied?

VERENA CARL

Text VERENA CARL

Illustration MARIANNA GEFEN

Ein eisiger Dezemberabend in London, die Luft riecht nach Schnee. Eine junge Frau im Austin Mini parkt vor den Abbey Road Studios, lässt ihren Mann zusteigen und fädelt sich in den zähen Verkehr ein. Trübselig start das Paar in einen Ozean aus Bremslichtern. Denn obwohl Weihnachten vor der Tür steht, sind die beiden kaum in Festtagslaune. Weil immer mehr Autos die Straßen verstopfen; weil die Fahrt in ihre Heimatstadt Middlesbrough schon unter normalen Umständen fast fünf Stunden dauert; und weil der Mann auf dem Beifahrersitz komplett blank ist. Die 220 Pfund in der Tasche sind seine letzten Ersparnisse. Seine Frau träumt von eigenen Kindern, aber wie will man so eine Familie ernähren? Doch als Musiker hat man immer eine Melodie im Kopf, und als er die grimmigen Gesichter der anderen Autofahrer um sich herum sieht, beginnt er vor sich hin zu summen. "We're driving home for christmas", improvisiert er, halb ironisch, halb, um die Laune im Auto zu heben. Während seine Frau fährt, fängt er an, Textzeilen zu notieren - immer dann, wenn die Straßenlaternen hell genug ins Auto scheinen.

Exakt 40 Jahre ist es her, dass Chris Rea 1978 in einem Heiligabendstau die erste Idee zu jenem Lied haben sollte - einem Song, der es fast so sehr zum Weihnachtsklassiker gebracht hat wie Zimtsterne, Fondue-Essen und Familienkrach. Autoradio anmachen auf dem Weg zu Oma oder Schwiegerpapa, abwarten - irgendwann kommt garantiert das klimpernde Klavier-Intro. Nicht nur zwischen London und Middlesbrough, sondern auch zwischen Kassel und Rostock, Karlsruhe und Remagen, Bochum und Schwäbisch-Gmünd. Nervt nicht (anders als "Last Christmas"), son-

dern macht noch immer ein warmes Gefühl von Nachhausekommen im Bauch: "I feel you near me, driving in my car."

Die Familie wohnt um die Ecke? Das war einmal

Eine mobile Gesellschaft fordert ihren Tribut: Laut einer Untersuchung der Bevölkerungswissenschaftlerin Bettina Isengard leben rund 40 Prozent aller Erwachsenen mehr als 25 Kilometer von ihren eigenen Eltern entfernt, bei etwa der Hälfte von ihnen sind es 100 Kilometer und mehr. Dazu passt: Jeder zweite Deutsche verweist über die Feiertage, davon wiederum fast die Hälfte zur eigenen Familie, ermittelte das Marktforschungsinstitut YouGov 2017. Sie machen sich auf den Weg, als wären sie alle der Weihnachtsgeschichte entsprungen: Papas und Mamas mit kleinen Kindern, erwachsene Kinder auf dem Weg zu Muttis Festtagsbraten, und sicherlich auch die ein oder andere Schwangere namens Maria. Manchmal wird die Reiseplanung gar zur diplomatischen Mission. Schwierigkeitsgrad A: Oma Freiburg und Oma Flensburg rechnen beide mit Weihnachtsbesuch aus Kassel. Schwierigkeitsgrad B: Opa Freiburg wohnt mittlerweile mit neuer Partnerin in Magdeburg und hätte auch gern mal die Enkel um sich, spätestens am 26.12. Stille Zeit? Nicht auf Straßen und Schienen

Die schlimmsten Staus und die vollsten Züge gibt's übrigens nicht an den Feiertagen selbst, sondern davor. In den beiden Tagen vor dem 24. Dezember hat die Bahn 40 Prozent mehr Passagiere als durchschnittlich, im "ADAC-Staukalender" ist dieses Jahr der 21. 12. rot markiert: Hier droht auf manchen Strecken die Gar-nichts-geht-mehr-Gefahr. Zwischen den Jahren bekommt man eher ein Gefühl dafür, was mit "stille Zeit" gemeint ist: Berufsverkehr auf den Straßen und Pendler-Wahn im Regional-

Express fallen aus, am Airport Frankfurt, dem größten Flughafen Deutschlands, starten und landen zwischen dem 23.12. und dem 1.1. täglich 60 000 Passagiere weniger als im Jahresdurchschnitt. Und nur halb so viele wie zu Sommerurlaubs-Stoßzeiten.

Den familiären Stresspegel können Weihnachtsreisen dennoch in ungeahnte Höhen treiben. Wenn Papa nach zwei Stunden Auf- und Abkurve über die Schwäbische Alb oder durch die Kasseler Berge gern mal das Steuer an Mama übergeben würde - die aber plötzlich merkt, dass sie schon länger keine weiteren Strecken mehr gefahren ist und das auch nicht unbedingt bei Dauerregen und zehn Prozent Steigung ausprobieren möchte. Wenn das gerade gestillte Baby ausgerechnet beim Stau im Baustellenabschnitt schon wieder Hunger bekommt, wo es nicht mal einen Standstreifen zum Pausieren gibt. Oder wenn von Berlin bis Leipzig auf dem Rückbank die Völkerschlacht um die Frage tobt, ob man lieber noch mal ein Conni-Hörspiel hört oder doch Käpt'n Sharky. Und alle miteinander nervöse Blicke zur Uhr werfen, weil Schwiegermutter überhaupt keinen Spaß versteht, wenn ihr Sauerbraten zu lang im Ofen vor sich hin trocknet.

An Weihnachten gibt es auch deshalb immer wieder Frust, weil hohe, oft unausgesprochene Erwartungen auf allen Seiten aufeinanderprallen und schon kleinere Abweichungen von der Norm - und sei's eine halbstündige Verspätung - zu größeren Verwerfungen führen können. "Zu Weihnachten feiern Familien sich selbst und inszenieren ihre Verbundenheit", erklärt Christoph Wulf, Anthropologe und Erziehungswissenschaftler an der FU Berlin. "Diese Wiederkehr des Gleichen erzeugt Sicherheit, gerade in einer Gesellschaft, in der das Individuelle stark betont wird." Gleichzeitig zerren nicht nur Erwartungen an

jugen Eltern, sondern viele sind auch auf der Suche nach eigenen Ritualen: Warum ausgerechnet an Weihnachten kritiklos in die Fußstapfen der eigenen Eltern treten, wenn man vielleicht ganz andere Vorstellungen von Baumschmuck, Festmenü und dem richtigen Soundtrack hat? So kommt es oft zu Jahresend-Kompromissen: Am 24. in der eigenen Wohnung feiern, zum Festmenü am ersten Feiertag woanders. Die ausgleichende Gerechtigkeit: Wer nachmittags Kilometer frisst, darf sich abends an die gedeckte Festtafel setzen und verwöhnen lassen. Aber auch die weiteste Anreise kann sich lohnen, wenn sie mehr Energie gibt, als sie raubt, weiß der Hamburger Paartherapeut Christian Hemschemeier. "Familien mit kleinen Kindern sind oft so unter Strom, dass sie solche Leuchttürme im anstrengenden Alltag dringend brauchen. Weihnachten

ist ein wunderbarer Anlass, das Glück dahinter sichtbar zu machen und nach außen zu zeigen - mit einem besonderen Essen, feierlicher Kleidung, einem geschmückten Zimmer." Für Ehepaar Rea hat sich die Fahrt übrigens auch gelohnt, damals 1978. Denn als die beiden mitten in der Nacht in Middlesbrough ankamen, lag im Briefkasten ein Scheck von Chris' amerikanischer Plattenfirma - fünfstelliger Single "Fool if you think it's over". Einige Jahre später wurde dann auch die erste Tochter geboren: Josephine. Und noch etwas später, zehn Jahre nach der legendären Autofahrt, veröffentlichte Rea "Driving home for christmas". Es wurde, wie wir wissen, ein Riesenhit. Was lernen wir daraus? So anstrengend Weihnachtsreisen sein mögen, eines ist ihnen fast allen gemein: das Happy End.

Bildunterschrift: Kasten:

EINGESTIMMT

Ein weihnachtliches Hörbuch lässt Staustress oder nervige Zugnachbarn vergessen. Tipp: Die drei Schauspielerinnen Anna, Katharina und Nellie Thalbach (Großmutter, Mutter und Enkelin) lesen mal lustige, mal stimmungsvolle Weihnachtsgeschichten ("Alle Jahre wieder?", 6,95 Euro, z. B. über Amazon Audible).

I AM DREAMING ...

Weiterträumen! Laut der Statistik des Deutschen Wetterdienstes in Offenbach gibt es in Deutschland im Schnitt nur alle fünf bis zehn Jahre weiße Weihnachten. Im warmen Rheintal liegt die Wahrscheinlichkeit sogar nur bei zehn Prozent. Schlechte Nachrichten für Romantiker - aber gute für Autofahrer ... Grafik:

Charité - Universitätsmedizin Berlin

Frankfurter Rundschau vom 15.11.2018

Frankfurter Rundschau

Seite:	5	Ausgabe:	Frankfurter Rundschau Deutschlandausgabe, Hauptausgabe
Ressort:	Politik	Nummer:	266
Quellrubrik:	FR Deutschlandausgabe		

Druck bei Organspende nimmt zu

Prominente fordern Widerspruchslösung

Von ursula rüssmann

In der Debatte um eine Reform des deutschen Transplantationsrechts formieren sich zunehmend auch gesellschaftliche Kräfte. Für die Einführung einer Widerspruchslösung setzt sich eine Initiative von Politikern, Medizinern und Betroffenen ein, die sich jetzt in Berlin gegründet hat. Der Zusammenschluss "Leben spenden - Bündnis für Organspenden" erklärte, man unterstütze ausdrücklich die von Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) und dem SPD-Gesundheitspolitiker Karl Lauterbach angestoßene überparteiliche Initiative zur Einführung einer doppelten Widerspruchsregelung. Sie besagt, dass jeder als Organspender gilt, wenn er oder seine Angehörigen nicht ausdrücklich widersprechen. Im Bundestag gibt es aber auch kritische Stimmen dagegen.

In der letzten Woche hatte auch die Deutsche Transplantationsgesellschaft auf die Einführung der Widerspruchslösung gedrungen. Von den 10 000 Kran-

ken, die teils bis zu zehn Jahre auf ein Organ warten müssen, schafft es den Fachmedizinern zufolge ein Drittel nicht bis zur Transplantation - sie sterben vorher oder sind nach langer Wartezeit in so schlechter Verfassung, dass sie nicht mehr transplantiert werden können. Ende Oktober hat das Bundeskabinett einen Gesetzentwurf beschlossen, der zunächst die Ausstattung und die Abläufe in den Entnahmekliniken verbessern und so den eklatanten Organmangel mildern soll. Kritiker wie "Leben spenden" halten das für unzureichend.

Zu den Gründern und Unterstützern der Initiative zählen der frühere Bundesarbeitsminister Norbert Blüm, Ex-Außenminister Klaus Kinkel, Bundestagsabgeordnete verschiedener Parteien, führende Mediziner der Berliner Charité, Ex-DGB-Chef Michael Sommer, der seiner Frau eine Niere gespendet hat, und der Schriftsteller David Wagner. Er verarbeitete seine Erfahrungen als Lebertransplantierte im Buch "Leben"

und erhielt dafür den Preis der Leipziger Buchmesse 2013. Auch Vertreter der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO) sind dabei.

Die Initiative verwies darauf, dass inzwischen in mehr als 20 Ländern Europas eine Widerspruchsregelung gilt. In den Niederlanden etwa seien in den letzten Jahren Abläufe und Infrastruktur in den Kliniken stark verbessert worden, ohne dass die Spenderzahlen nennenswert gestiegen seien. Deshalb hat das Parlament in Den Haag Anfang 2018 die Widerspruchsregelung beschlossen.

In Deutschland stehen 84 Prozent der Bundesbürger Organspenden positiv gegenüber. Diese "grundsätzlich zustimmende Haltung" greife die Widerspruchslösung auf, so "Leben spenden"-Vorsitzende Jutta Falke-Ischinger. Sie sei ebenso dringlich wie Strukturreformen in den Kliniken.

www.leben-spenden.org

Urheberinformation: Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Rundschau GmbH, Frankfurt am Main

Wissenschaftslandschaft Berlin-Brandenburg

Berliner Morgenpost vom 15.11.2018

Berliner  Morgenpost

Autor: Felix Müller und Gilbert Schomaker [tmt72rmue1dzz41ldbrw144g] **Jahrgang:** 2018
Seite: 10 **Nummer:** 0
Ressort: Berlin

„Frauen tun der Partei gut“

Ein Gespräch mit Monika Grütters über den Zustand der Berliner CDU, Humboldt Forum und Einheitsdenkmal

Über den Eröffnungstermin des Humboldt Forums wird viel spekuliert, und der Landesparteitag endete mit einer Überraschung: Als Kulturstaatsministerin und als Vorsitzende der Berliner CDU hat Monika Grütters derzeit mehr als genug zu tun. Wir trafen sie in den Redaktionsräumen der Berliner Morgenpost zum Gespräch.

Frau Grütters, vor dem Parteitag am vergangenen Wochenende hatte sich der Landesvorstand klar für Carsten Spallek als Spitzenkandidat für die Europawahl ausgesprochen. Gewählt wurde dann Hildegard Bentele. Ist das eine Niederlage für Sie als Landeschefin?

Monika Grütters: Nein, das zeigt einfach, wie lebendig unsere Partei ist. Frau Bentele hat in mehreren Gesprächen, die wir zur Kandidatur für das europäische Parlament hatten, nicht erkennen lassen, dass sie auf Listenplatz 1 kandidieren möchte, und sich das offensichtlich sehr kurzfristig überlegt. Das ist ihr gutes Recht, und sie hat das einfach gut herübergebracht am Sonnabend. Die Delegierten haben sich sehr selbstbewusst für sie als Spitzenkandidatin entschieden. Ich freue mich, dass die Berliner CDU mit einer europapolitisch so befähigten Frau auf Platz 1 in die Wahl geht. Das tut der Hauptstadt gut.

Und Carsten Spallek?

Er hat sich sehr fair verhalten. Ich hätte mir auch seinetwegen gewünscht, dass die Kandidatur Benteles früher ausgesprochen worden wäre. Denn der Landesvorstand muss satzungsgemäß einen Wahlvorschlag machen, und als er am Abend vorher tagte, war diese Kandidatur nicht erkennbar. Aber auf dem Parteitag ist alles korrekt verlaufen, die Delegierten haben sich ein Urteil bilden können und ein klares Votum abgegeben.

Braucht die CDU auf Bundesebene auch eine Frau an der Spitze?

Jedenfalls haben Frauen an der Spitze der Union auf allen Ebenen bislang sehr gutgetan.

Also wünschen Sie sich Annegret Kramp-Karrenbauer als Nachfolgerin Angela Merkels als CDU-Bundesvorsitzende?

Ich werde mir ein Urteil bilden, wenn die Regionalkonferenzen laufen. Ich kenne alle drei Kandidaten sehr gut, schon lange übrigens, und finde, dass wir eine hervorragende Auswahl haben. In so einer komfortablen Lage ist ja nicht jede Partei ...

Wird der oder die neue Bundesvorsitzende auch automatisch Spitzenkandidat für das Kanzleramt?

Es liegt in der Natur der Sache, dass der oder die Vorsitzende einer Partei – ob auf Landes- oder Bundesebene – auch den ersten Zugriff auf eine solche Spitzenkandidatur hat.

Werden die Delegierten aus Berlin frei bestimmen können, oder werden Sie einen Vorschlag machen?

Noch haben die Regionalkonferenzen ja nicht stattgefunden. Grundsätzlich halte ich aber wenig davon, in Personalentscheidungen Vorgaben zu machen. Da vertraue ich den Delegierten, dass sie sich ein eigenes Urteil bilden können. Wir haben natürlich auch aus den Vorgängen vom Wochenende gelernt, dass unsere Berliner Satzung, die bei Listenaufstellungen eine Wahlvorbereitungskommission vorsieht, um Empfehlungen abzugeben, möglicherweise nicht mehr zeitgemäß ist. Wir setzen in der Berliner CDU systematisch auf mehr Mitgliederbeteiligung. Ich habe gezielt Frauen gefördert und für eine paritätische Besetzung unseres Landesvorstandes gesorgt. All das sorgt für eine neue Dynamik in der Partei, für ein lebendi-

ges Element. Das tut uns allen gut.

Möchten Sie Spitzenkandidatin der CDU Berlin für die nächste Abgeordnetenhauswahl werden?

Auch im November 2018 gilt: Wir werden aller Voraussicht nach im Jahr 2021 wählen und deshalb früh genug, aber nicht zu früh die Spitzenkandidatur klären.

Braucht die Berliner CDU nicht etwas mehr Profil, um in den Umfragen besser dazustehen? Man hat den Eindruck, dass die SPD überhaupt nicht profitiert vom Regieren, die Umfragewerte gehen nach unten. Und die CDU profitiert nicht davon.

Der Befund ist richtig, wir nehmen das sehr ernst. Aber mit Sicherheit schlagen auch bundespolitische Ereignisse derzeit auf die Landespolitik durch. Das war nicht nur bei den Wahlen in Hessen und Bayern so, das gilt auch für die Stimmungslage in anderen Landesverbänden. Hinzu kommt, dass wir in der Opposition sind ...

... was den Grünen auf Bundesebene einen Höhenflug beschert ...

... aber Sie sprechen mich ja auf die hiesigen Verhältnisse an. Wir bemühen uns nach Kräften, auch in der Opposition sichtbar zu sein, vor allem mit viel inhaltlicher Arbeit. Außerdem: Die Umfragewerte von CDU und SPD entsprechen schon lange nicht mehr dem Prinzip kommunizierender Röhren. Überall verschieben sich die Kräfteverhältnisse zwischen den Parteien, von denen die CDU auf Bundesebene die letzte Volkspartei ist. In Berlin ist ein ähnliches Kräfteverhältnis ja schon länger auf vier Parteien verteilt. Aber klar ist: Wir müssen als CDU noch sichtbarer werden. Die Menschen mögen es nicht, wenn man mit sich selbst beschäftigt ist, mit Personal- oder auch mit Richtungsfragen. Sie erwarten, dass man

Vorbild ist im Umgang miteinander und gute Themenangebote macht. Da sind wir, gerade auch die Abgeordnetenhausfraktion, stark: Wir haben den Masterplan Wohnen entwickelt, einen Bürgerkonvent zur inneren Sicherheit organisiert, eine Klausurtagung zur Bildung mit einem Masterplan Schule vorgelegt, eine verkehrspolitische Klausurtagung der Abgeordnetenhausfraktionen durchgeführt und wir werden uns mit sozialpolitischen Themen beschäftigen. Es gibt ja viele Punkte, bei denen die Landesregierung ihre Hausaufgaben einfach nicht macht.

Zum Beispiel?

Der Senat bleibt immer noch hinter seinem Versprechen zurück, mehr Wohnungen zu bauen. Es sind sogar weniger als vorgesehen. Er hat nicht einmal den Mut, die Randbebauung des Tempelhofer Feldes mit Wohnraum ernsthaft zu diskutieren. Unverantwortlich ist auch diese Investorenfeindlichkeit, wie am Beispiel von Google in Kreuzberg sichtbar wurde. Wenn der Siemens-Campus nicht gekommen wäre, hätte der Senat zurücktreten müssen. Oder die Verkehrspolitik: Selbst die SPD-Bundesumweltministerin Schulze räumt Spielräume bei der Umsetzung des Urteils zu den Diesel-Fahrverboten ein, aber der Senat kündigt schon an, nicht einmal in Revision gehen zu wollen. Damit macht er den Berlinerinnen und Berlinern nur das Leben schwer. Mal abgesehen davon, dass Fahrverbote an einzelnen Straßen nichts bringen und nur dazu führen, dass dieselben Autos anderswo in der Stadt fahren. Auch beim Thema innere Sicherheit: Da werden Zahlen gefaked, was die Kriminalität am Alexanderplatz angeht, da wird die mobile Videoüberwachung zum Lacherfolg, das Bedürfnis weiter Teile der Bevölkerung nach mehr Sicherheit wird ignoriert, Volksentscheide nicht ernst genommen, wenn dem Senat das Ergebnis nicht passt. Die Performance von Rot-Rot-Grün ist doch für eine Regierung völlig unkoordiniert und einfach schlecht.

Kommen wir zu Ihrem Amt als Kulturstatsministerin. „Glücklich ist unter Grütters niemand“, hieß es kürzlich in einem Porträt in der „Süddeutschen Zeitung“. Der Text sprach von einer „Pyramide der Abhängigkeiten“.

Der Artikel war eine verwegene Thesenpyramide. Das Interessanteste an diesem Artikel ist, wie viele Reaktionen er hervorgerufen hat, vor allem eine schöne Solidarisierung vieler Frauen.

Viele denken, der Vorwurf des Autors, die Kulturstatsministerin sei zu mächtig, wäre einem Mann nie gemacht worden. Und es kommt hinzu, dass es in der Republik immer wieder mal einen Anti-Berlin-Reflex gibt. Im Süden der Republik ist das evident. Die Grundhypothese des Artikels, ich könnte mir selbst aussuchen, in welchen Stiftungsräten ich sitze, ist falsch. Das ist ganz einfach satzungsgemäß vorgeschrieben, denn selbstverständlich muss der Geldgeber dann, wenn es um Steuergelder geht, dessen sorgfältige Handhabe überprüfen. Und was das Glücklichein angeht: Ich nehme wahr, dass viele im Kulturbereich sich sehr darüber freuen, dass unser Haushalt stetig steigt und ich jegliche Einmischung in die Inhalte der Häuser vermeide.

Nächste Woche tagt der Stiftungsrat des Humboldt Forums. Es wird derzeit viel über den Eröffnungstermin geredet.

Das Humboldt Forum ist und bleibt das ambitionierteste Kulturprojekt Deutschlands, das ich mitten auf seinem Weg geerbt habe. Das Gebäude nahm Formen an, die inhaltliche Planung hinkte hinterher, weil es keinen Intendanten und keine Leitung dafür gab. Da habe ich sehr schnell durch die Berufung des Museumsstars Neil MacGregor gesteuert, den fast alle einhellig begrüßt haben. MacGregor hat nicht nur inhaltliche Weichenstellungen vorgenommen, sondern uns auch in Bezug auf die Governance-Struktur beraten. Seit Mai gibt es jetzt einen Generalintendanten, Hartmut Dorgerloh, der von nun an die Verantwortung für die inhaltliche Entwicklung des Humboldt Forums trägt. Für die Eröffnung sind wir nach wie vor im Kosten- und Zeitplan, was man von den allerwenigsten Bauvorhaben dieser Größenordnung in Berlin behaupten kann. Deshalb wird die Eröffnung Ende 2019 beginnen. Wir haben aber immer gesagt, dass die Eröffnung der Ausstellungen einer Dramaturgie gemäß in Etappen erfolgen wird, weil man das Publikum mit 30.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche auf einen Schlag schlichtweg überfordern würde. Mit welchen Ausstellungen der Intendant, das Land Berlin und die Humboldt-Universität auf ihren Etagen starten werden, müssen sie jetzt in eigener Verantwortung entscheiden. Wir haben nächste Woche Stiftungsratssitzung, da wird uns Herr Dorgerloh sein Konzept vorstellen.

Viele sehen die Gefahr eines Kompetenzwirrwarrs im Humboldt Forum

mit all seinen machtbewussten und entscheidungsfreudigen Akteuren – Hermann Parzinger, Hartmut Dorgerloh, Paul Spies ...

Wir haben die Führungsstruktur eins zu eins umgesetzt, die uns die Gründungsintendanz vorgeschlagen hat – und diese war mit Prof. Parzinger für die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Prof. Bredekamp für die Humboldt-Universität und eben Neil MacGregor sehr gut zusammengesetzt. Das ist nicht banal, dass manche Mitarbeiter im Humboldt Forum künftig zwei Dienstherrn haben, wird aber zum Beispiel bei der Max-Planck-Gesellschaft, deren Institute zugleich zu Universitäten gehören, seit vielen Jahrzehnten reibungslos und produktiv praktiziert. Ähnlich werden das Museum Asiatischer Kulturen und das Ethnologische Museum bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz weiterfahren, aber sie sind zugleich Teil des gesamten Geschehens am Humboldt Forum.

Wie stark werden wir im Jahr 2019 über Provenienz diskutieren?

Mehr denn je. Das ist eine der wichtigsten Fragen in meiner gesamten Amtszeit. Ich war am Wochenende noch einmal in der Gurlitt-Ausstellung im Gropius-Bau. Cornelius Gurlitt ist der erste Private in Deutschland, der sich den Washingtoner Prinzipien verpflichtet hat, das heißt, im Falle von Raubkunst im eigenen Besitz fairen und gerechten Rückgabebestimmungen zuzustimmen. Ich hoffe, dass das Schule macht und andere Sammler sich daran ein Beispiel nehmen. Weil ich Kunsthistorikerin bin und bereits im Liebermann-Haus mit diesen Fragen seit vielen Jahren zu tun hatte, habe ich das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste gegründet. Wir haben die Bundesmittel für Provenienzforschung verdreifacht, um flächendeckend unterstützen zu können. Wir werden die Mittel nochmals erhöhen, weil jetzt auch der Sonderbereich Kolonialismusforschung zum Deutschen Zentrum Kulturgutverluste dazugehört, und wir werden vom 26. bis 28. November die Nachfolgetagung der wichtigen Washingtoner Konferenz über Nazi-Raubkunst aus gutem Grund hier in Berlin ausrichten. Da wird auch der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, Ronald Lauder, kommen. Die ganze Welt schaut zu. Hinter jedem gestohlenen Kunstwerk steckt ein menschliches Schicksal, und wir müssen alles tun, um uns moralisch angemessen dazu zu verhalten. Das gilt nicht nur auf Bundes-, sondern auch auf Landes- und kommunaler Ebene.

Zu Ihren Großprojekten zählt auch das Museum der Moderne: Wann wird es fertig, wie teuer wird es? Die Architekten haben ja jetzt ihre abschließenden Überarbeitungen vorgestellt. Sie sind spektakulär. Das Museum der Moderne wird zuallererst die Topografie am Kulturforum entscheidend verändern und dieser zurzeit wenig einladenden Brache ein anderes Gesicht geben. Zweitens brauchen wir die Fläche, um nicht nur die spannendsten Exponate der Nationalgalerie – kurz gesagt von der „Brücke“ bis Beuys – auszustellen. Im Mies-van-der-Rohe-Bau kann ja nur ein Viertel der Bestände gezeigt werden. Schließlich kommt noch die Schenkung dreier Mäzene in

Höhe von über einer Milliarde Euro Versicherungswert hinzu. Zu den Baukosten: Die ursprünglich angegebenen 200 Millionen Euro basierten ja auf einer jahrealten Machbarkeitsstudie, auf einem unbearbeiteten Erstentwurf ohne Baukostensteigerungsindex. Das wird nachjustiert werden müssen. Mitte nächsten Jahres sind dann alle Verträge und Aufträge so ausgeschrieben, dass man anhand der Angebote die Kosten verbindlich nennen kann. Ich habe mit Bundesfinanzminister Olaf Scholz vereinbart, dass wir der Öffentlichkeit dann eine Zahl nennen. Der erste Spatenstich wird im nächsten Jahr sein.

Und das Freiheits- und Einheitsdenkmal? Es ist ja nicht besonders beliebt.

Dass sich an einem solchen Denkmal die Geister scheiden, ist Teil der deutschen Diskussionswirklichkeit. Auch hier ist der Spatenstich für 2019 vorgesehen. Eine Fertigstellung zum Jahrestag der deutschen Einheit 2020 wäre schön, und wir müssen dann sehen, ob es machbar ist. An der Verzögerung bis hierhin ist aber allein der Deutsche Bundestag schuld, der zweimal hin- und herentschieden hat. Die Menschen, die für ein Leben in Freiheit damals ihr eigenes riskiert haben, verdienen eine solche Würdigung. Die historische Dimension der friedlichen Revolution dürfen wir nie vergessen.

Abbildung:

Zu Besuch am Kurfürstendamm: Monika Grütters, Kulturstaatsministerin und Landesvorsitzende der Berliner CDU. Foto: Reto Klar

Autor: Torsten Harmsen
Seite: 18
Quellrubrik: Wissen

Seitentitel: V1#V2
Jahrgang: 2018
Nummer: 267

Der reisende Forscher

Wie wohnte Alexander von Humboldt und wie arbeitete er? Das Programm zu seinem 250. Geburtstag

VON TORSTEN HARMSSEN

Ein ganzes Jahr mit Alexander von Humboldt - unter diesem Motto haben sich 13 Institutionen Berlins und Brandenburgs zusammengeschlossen, um 2019 den 250. Geburtstag Humboldts mit einem Programm zu begehen. "Als Weltbürger war Alexander von Humboldt an vielen Orten zu Hause. Doch Berlin spielte in seinem Leben immer eine wichtige Rolle", sagte Enno Aufderheide, Generalsekretär der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, bei der Vorstellung des Programms am Mittwoch.

Sehnsucht nach der Welt

In Berlin wurde Alexander von Humboldt am 14. September 1769 als Sohn eines preußischen Offiziers und Kammerherrn geboren. Seine Mutter stammte aus einer wohlhabenden Familie zum Teil hugenottischer Herkunft. Sein Bruder Wilhelm von Humboldt - zwei Jahre älter - ist heute bekannt als herausragender preußischer Bildungsreformer, der 1810 die Gründung der Berliner Universität vorantrieb. Auch Alexander sollte eigentlich eine Karriere im Staatsdienst machen. Er interessierte sich aber schon früh für Pflanzen, Tiere, Steine und ferne Länder. Als seine Mutter im November 1796 starb, eröffnete ihm deren beträchtliches Erbe die Chance, sich als Forscher unabhängig zu machen.

Auf seinen Reisen trug Alexander von Humboldt ein reichhaltiges Wissen zusammen. Er beeinflusste nahezu alle Gebiete - von den Altertumswissenschaften bis zur Zoologie. "Wohin man rührt, er ist überall zu Hause", schwärmte der zwanzig Jahre ältere Goethe. Bereits vor seiner großen amerikanischen Forschungsreise von 1799 bis 1804 hatte sich Humboldt das Ziel gesetzt, eine "physique du monde" zu schaffen, das physisch-geografische Wissen der Welt zusammenzufassen.

Seine vielfältigen Forschungen mündeten später in das große Alterswerk "Kosmos".

Europa verdankt Humboldt unter anderem "ein neues, nachhaltig prägendes Bild Amerikas", wie es in der Ankündigung des Jubiläumsprogramms heißt. Obwohl er lange unterwegs war, sich zum Teil abfällig über das Provinzielle der preußischen Hauptstadt äußerte und lieber in Paris lebte, kehrte er 1827 ganz nach Berlin zurück. Er war königlicher Kammerherr, Mitglied der Akademien und Ehrenbürger der Stadt. Seine Vorlesungen waren so gefragt, dass sie ins tausend Zuhörer fassende Haus der Sing-Akademie verlegt wurden, wo sie jeder hören konnte, vom König bis zum Handwerker. Auch förderte er Nachwuchsforscher, weit über Berlin und Deutschland hinaus, war Kanzler des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Am 6. Mai 1859 starb er in Berlin, mit fast 90 Jahren.

"Er betrachtete die Welt global und führte so eine gänzlich neue Sichtweise in die Wissenschaft ein", heißt es im Programm des Jubiläumsjahres. "Er ist aktuell, vielleicht aktueller denn je, weil er Stellung bezog gegen Kolonialismus, Ausbeutung und Naturzerstörung", erklärte Enno Aufderheide am Mittwoch.

Zu den herausragenden Veranstaltungen des Humboldtjahres gehört "12xHumboldt - Eine wachsende Ausstellung" im Botanischen Garten. Dieser beherbergt mehr als 3 000 "Herbarbelege" Humboldts, also meist getrocknete und gepresste Pflanzen oder Pflanzenteile, die der Naturforscher von Reisen mitbrachte. Erst 2014 erschien das reich bebilderte grafische Gesamtwerk Humboldts, in dem Pflanzen einen großen Platz einnehmen. Die virtuelle Ausstellung "12xHumboldt" wird im Juni 2019 eröffnet und nähert sich Humboldts Wirken "über zwölf ungewöhnli-

che Pflanzengeschichten", wie es in der Ankündigung heißt. Dabei soll es etwa auch um die Frage gehen, ob Humboldt wirklich der Erfinder der Infografik gewesen sei.

Zu den 13 am Humboldtjahr beteiligten Institutionen gehören etwa die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, das Humboldt Forum im Berliner Schloss, die Humboldt-Universität, das Museum für Naturkunde Berlin, die Staatsbibliothek, Stadtmuseum Berlin und die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg.

Reise nach Russland

Das Humboldt-Forum will zum eigentlichen Geburtstag am 14. September 2019 bereits einige Räume öffnen und zu einem öffentlichen Fest einladen. Am gleichen Tag laden die Akademie der Künste und die russische Botschaft zur Festveranstaltung unter dem Motto: "Die Macht der Wissenschaft in einer Zeit im Wandel. Brauchen wir einen Humboldt'schen Esprit, um die Welt richtig zu verstehen?" Sie erinnert an die Reisen Humboldts 1829 durch Russland.

Das Museum Knoblauchhaus zeigt, wie der Gelehrte wohnte. Der Titel "Tropisch warm: Zu Hause bei Alexander von Humboldt" deutet bereits darauf hin, dass es in seinem Arbeitszimmer in der Oranienburger Straße 67 immer überheizt war, auch im Sommer. Vielleicht sehnte er sich ja nach dem Klima zurück, das er auf seinen Reisen in die Tropen kennengelernt hatte. Diese "heißen Landstriche" waren schon ein Traum seiner Jugend.

Das ganze Programm findet sich auf der

Informationsplattform zum Humboldt-Jahr:

www.avhumboldt250.de

Abbildung: Alexander von Humboldt vor der Universität, die seinen Namen trägt. DPA/TIM
BRAKEMEIER

Urheberinformation: (c) M.DuMont Schauberg

Autor: D.N.
Seite: 25
Weblink: tagesspiegel.de

Ressort: Bildung, Forschung, Wissenschaft
Quellrubrik: Wissen & Forschen

Seine Themen sind aktueller denn je

Alexander von Humboldt war ein genialer Netzwerker - und er ist es auch noch posthum. Jedenfalls ist es ihm 159 Jahre nach seinem Tod gelungen, dreizehn Kultur- und Wissenschaftsinstitutionen zusammenzubringen, die alle gemeinsam dazu ansetzen, das große Jubiläum zu feiern, Humboldts 250. Geburtstag im September kommenden Jahres. Ein ganzes „Humboldt-Jahr“ haben die beteiligten Institutionen ausgerufen, und eine Vorhersage fällt leicht: Am Ende des Jahres 2019 wird es kaum einen Berliner geben, der nicht irgendwie mit Alexander von Humboldt in Berührung gekommen ist.

Bereits jetzt kann man sich einen Überblick über das Programm des Humboldt-Jahres verschaffen, das noch kontinuierlich erweitert wird. Über die Veranstaltungen und Partner informiert die Plattform www.avhumboldt250.de. Dass das Netzwerken und die Zusammenarbeit rund um Alexander von Humboldt den 13 Institutionen Spaß macht, wurde am

Mittwoch bei der Vorstellung der Webseite in der Brasserie am Gendarmenmarkt deutlich: Denn jede und jeder hat einen Bezug zu Humboldt. Sei es das Naturkundemuseum, das rund 1000 Steine und Mineralien besitzt, die Alexander von seinen Reisen mitbrachte; die Leopoldina, deren Mitglied Alexander bereits mit 23 Jahren wurde; das Botanische Museum, das neben Pflanzenproben auch seinen Original-Spazierstock hat; das Stadtmuseum, das im Knoblauchhaus sein Totenbett zeigt; oder die Humboldt-Universität, in deren Gebäude er einen Teil seiner „Kosmos“-Vorlesungen hielt. Zu den Partnern mit Humboldt-Bezug gehören auch die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, das Humboldt Forum, die Staatsbibliothek zu Berlin, die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, die Uni Potsdam, das Ibero-Amerikanische Institut, das Deutsche Historische Museum, das Ende 2019 eine Ausstellung zu beiden Brüdern eröffnen wird,

und die Alexander-von-Humboldt-Stiftung.

Wie deren Generalsekretär Enno Aufderheide sagte, geht es darum, dasjenige an Humboldts Leben und Werk herauszuarbeiten, was uns heute Denkanstöße gibt. „Humboldt ist aktueller denn je. Seine Themen - etwa die Kritik an der Sklaverei und der Behandlung anderer Völker durch die Europäer, seine Warnungen vor dem Raubbau an der Natur, sie gehen uns heute ganz unmittelbar an.“

Die Aktivitäten finden vor allem im Raum Berlin-Brandenburg statt, da die meisten Institutionen hier residieren und Alexander Berliner war. Aber mit Bezug zur Welt: Das Auswärtige Amt plant Veranstaltungen in Lateinamerika. Dort hat sich der Weltbürger Humboldt am wohlsten gefühlt, dort hat sein Name noch immer einen besonderen Klang. D.N.

Urheberinformation: Tagesspiegel



Ressort: Kultur

Quellrubrik: Geschichte/Wissenschaften/ZF

Forschung feiert 250. Geburtstag von Alexander von Humboldt - Website für Humboldt-Jubiläum 2019 gestartet - (Zusammenfassung 1400, neu: mehr Details)

Berlin (epd). Ein weiteres Jubiläum im kommenden Jahr wirft seine Schatten voraus: Zahlreiche Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen feiern im Jahr 2019 den 250. Geburtstag des Forschungsreisenden Alexander von Humboldt (1769-1859). In seiner Geburtsstadt Berlin haben sich bislang 13 Institutionen wie Museen, Universitäten, Akademien und Forschungsinstitute zusammengeschlossen, um das Humboldt-Jubiläum gemeinsam zu präsentieren. Sie werden sich im kommenden Jahr mit vielfältigen Ausstellungen, Lesungen, Tagungen und weiteren Veranstaltungen dem Forscher widmen.

Der Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung, Enno Aufderheide, betonte am Mittwoch in Berlin, dass Humboldts Forschungen heute wieder verstärkt aktuell seien - etwa wenn es um die Themen Klimawandel oder Migration gehe. So habe der Forschungsreisende Stellung bezogen etwa zu Themen wie Sklaverei, Kolonialismus oder Umweltzerstörungen. Dies werde sich auch bei den vielfältigen Veranstaltungen zum Humboldt-Jubiläum widerspiegeln.

Zentrale Informationsplattform für das Jubiläum in der Region Berlin-Brandenburg ist die am Mittwoch gestartete

Internetseite www.avhumboldt250.de. Diese soll in den kommenden Monaten laufend aktualisiert werden und unter anderem auch auf Veranstaltungen im Ausland verweisen. So plant das Auswärtige Amt etwa mit zahlreichen zivilgesellschaftlichen Organisationen Projekte zu Humboldt in Venezuela, Kuba, Kolumbien, Ecuador, Peru und Mexiko sowie anderen Ländern Mittel- und Südamerikas. Deutschlands älteste Wissenschaftsakademie, die Leopoldina, organisiert unter anderem Veranstaltungen mit russischen Partnern, da Humboldt neben Lateinamerika auch Russland und Zentralasien bereiste.

In der Berliner Humboldt-Universität wird Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier eine Lesung zusammen mit dem brasilianischen Klimaforscher Paulo Artaxo halten. Artaxo war federführend am Bericht des Weltklimarats 2007 beteiligt, für den er zusammen mit seinem Team den Friedensnobelpreis erhielt. Das Humboldt-Forum will noch vor seiner offiziellen Eröffnung Ende 2019 bereits im September ein öffentliches Fest im Rahmen des Jubiläums ausrichten, bei dem Besucher einen Blick in das Innerere des neuen Großmuseums werfen können. Der Botanische Garten in Berlin, der neben Paris,

die meisten originalen Sammlungsstücke von Alexander von Humboldt verwahrt, wird ab Juni mit einer Sonderausstellung an den Forscher erinnern. Dabei sollen Pflanzen, die Humboldt einst entdeckte oder erstmals beschrieb und heute aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken sind, in den Fokus gerückt werden wie etwa die Tomate, die Paruss oder die Studentenblume.

An der Plattform zum Humboldt-Jubiläum beteiligen sich bislang: Alexander von Humboldt-Stiftung, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin, Deutsches Historisches Museum, Humboldt Forum im Berliner Schloss, Humboldt-Universität zu Berlin, Ibero-Amerikanisches Institut Preußischer Kulturbesitz, Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, Museum für Naturkunde Berlin, Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, Stadtmuseum Berlin, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg sowie Universität Potsdam. Weitere interessierte Institutionen können sich ebenfalls an das Netzwerk wenden.

epd ost cxm mg

Autor: Andreas Sentker
Seite: 40 bis 40
Quellrubrik: Wissen

Jahrgang: 2018
Nummer: 47

Ideen für das Überleben der Menschheit

660 Millionen Euro sollen das Berliner Museum für Naturkunde zu einem Öko-Thinktank machen

Wenn Insekten sterben, kann das auch etwas Gutes haben. Der Rückgang der Insekten war gut für die Grünen bei den Landtagswahlen in Bayern und Hessen. Und er war gut für eine Berliner Kriegsruine. Mit insgesamt 660 Millionen Euro soll das im Zweiten Weltkrieg massiv beschädigte Museum für Naturkunde gefördert werden. 330 Millionen hat der Haushaltsausschuss des Bundestages bereits bewilligt, und Berlins Bürgermeister Michael Müller hat versprochen: Berlin gibt noch einmal 330 Millionen Euro dazu.

Was aber haben sechs Millionen tote Käfer, vier Millionen aufgespießte Schmetterlinge, fünf Millionen gehortete Bienen und Wespen mit dem aktuellen Insektensterben zu tun? Und wofür wird so viel Geld benötigt?

Im Berliner Naturkunde-Museum wird, nur einen Steinwurf entfernt von Parlament und Ministerien, das ökologische Gedächtnis der Menschheit gepflegt. »Für die Politik war Natur lange eine vernachlässigbare Größe«, sagt der Museumsdirektor Johannes Vogel. »Das ist jetzt vorbei.« Das Artensterben, die sommerliche Dürre, schrumpfende Ernten, der Anstieg des Meeresspiegels – für Vogel ist klar: »Es ist wie bei James Bond: Wir spielen um die Welt. Nur ist es diesmal kein Film.«

Gemeinsam mit der Humboldt-Universität, deren agrarwissenschaftliches Institut auf dem künftigen Campus steht, will Johannes Vogel Themen wie Ernährung, Gesundheit und Artensterben angehen. Hier sollen die naturwis-

senschaftlichen Grundlagen erforscht, die gesellschaftlichen Implikationen diskutiert werden.

Dazu muss die Kriegsruine saniert werden. Ein modernes Depot, das tief in den Berliner Boden gegraben wird, soll die wertvollen Bestände sichern. Allein 400 der 660 Millionen Euro sind für dringend notwendige Baumaßnahmen vorgesehen. Es werden Wände errichtet, aber auch alte eingerissen. Die Mauern des Museums sollen durchlässig werden: Direktor Vogel will die Grenzen zwischen Sammlung, Forschung und Ausstellung durchbrechen, »um Raum für gesellschaftlichen Dialog zu schaffen«.

100 Millionen Euro sind für einen weiteren Durchbruch vorgesehen: Alle 30 Millionen Objekte des Museums werden digital katalogisiert und damit Wissenschaftlern weltweit zugänglich gemacht. DNA-Daten, Computertomografien, 360-Grad-Aufnahmen sind von Forschern in London oder Paris ebenso leicht abrufbar wie von den Mitarbeitern des vom Brand zerstörten Nationalmuseums in Rio de Janeiro.

Hat der Brand in Rio dem Projekt in Berlin womöglich genützt? »Er hat wach gemacht«, sagt Johannes Vogel. »Er hat gezeigt, was hier auf dem Spiel steht.« Vogel will, dass nun umgekehrt auch das Aufbruchsignal von Berlin weltweit gesehen wird. Denn in dem modernisierten Museum soll nicht nur naturwissenschaftliche Grundlagenforschung gute Bedingungen finden. Hier soll nicht nur ein Besuchermagnet

zusätzliche Anziehungskraft entwickeln. Das neue Museum will auch sichtbar und politisch wirksam machen, dass Natur und Gesellschaft untrennbar miteinander verbunden sind.

Nicht zuletzt geht es um Innovation: Wie das Artensterben stoppen und die Welternährung sichern? Wie die Landwirtschaft nachhaltiger und die Nahrungsmittel gesünder machen? Dazu braucht es neben Züchtungserfolgen und technischen Entwicklungen auch gesellschaftliche Innovationen und nicht zuletzt die Neuerfindung einer umfassenden Ökologie-Politik. Ideal also, dass die Agrarwissenschaftler gleich neben den Artenkundlern sitzen, dass die Mediziner der Charité nicht weit entfernt sind und die Politiker quasi in Rufweite.

Eine fruchtbare Nachbarschaft, hofft Johannes Vogel, könnte auch andere auf seinen Campus locken. Denn die Attraktivität der Berliner Wissenschaftslandschaft wächst: Die Bill & Melinda Gates Foundation will sich in Berlin engagieren, der britische Wellcome Trust will kommen, die Oxford-Universität. Und noch andere könnten hoffnungsvoll nach Berlin schauen: Die naturkundlichen Sammlungen in Stuttgart und Hamburg bewerben sich gerade um die Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft. In dieser Woche entscheidet sich, ob die Bewerbungen offiziell angenommen werden.

VON ANDREAS SENTKER

Abbildung:

Der Dodo ist bereits ausgestorben und nur noch im Museum zu sehen

Fotonachweis:

Fotos: [M] Matthias Schickhofer/EuroNatur (2); Alamy/Mauritius (o., Ausschnitt); Antje Dittmann/Museum für Naturkunde (r.); ZEIT-Grafik/Quelle: HU-Berlin, Matthias Schickhofer

Autor: Florian Schumann
Seite: 25
Weblink: tagesspiegel.de

Ressort: Bildung, Forschung, Wissenschaft
Quellrubrik: Wissen & Forschen

Immer mehr Global Health in Berlin

Gesundheitsforscher aus London ziehen um

Um gemeinsam mit der Charité den Forschungsbereich „Globale Gesundheit“ auszubauen, kommt die Londoner School of Hygiene and Tropical Medicine nach Berlin. Die LSHTM, geleitet vom Virologen Peter Piot, ist eine der weltweit führenden Institutionen im Bereich Public Health und Infektionskrankheiten.

Im Rahmen der Kooperation wird eine Gruppe von LSHTM-Forschern am virologischen Institut der Charité angesiedelt sein, das auch Teil des neuen Zentrums „Charité Global Health“ ist. Leiterin der Berliner Außenstelle wird Johanna Hanefeld, eine Expertin für Gesundheitspolitik und Gesundheitssystemforschung.

„Wir wollen zusammen mit der Charité einen neuen Ansatz schaffen, wie man ‚Globale Gesundheit erforscht‘, sagt die 40-Jährige, eine gebürtige West-Berlinerin. Deutschland nehme im Bereich „Global Health“ international immer mehr eine Führungsrolle ein: „Hier gibt es Spitzenforschung, eine entsprechende Infrastruktur und eine politische Landschaft, die Global-Health-Themen in den Fokus rückt.“ Gemeinsam wolle man nun ausloten, wo die Londoner

Forscher ihr Know-how einbringen können.

Besonders wichtig ist Hanefeld das Thema Interdisziplinarität. Die Politologin, die auch für Amnesty International und die Weltgesundheitsorganisation WHO gearbeitet hat, erforscht etwa, wie sich verschiedene Gesundheitssysteme auf Seuchen wie Aids oder Ebola auswirken: Wie verbreitet sich die Krankheit, wo wird sie als Nächstes auftreten und wie können politische Entscheidungen diesen Verlauf beeinflussen? Auch wie ein Gesundheitssystem sich langfristig auf die Ankunft vieler Migranten einstellen kann oder wie Antibiotikaresistenzen weltweit bekämpft werden können, seien wichtige aktuelle Themen.

„Solche interdisziplinären Ansätze gibt es in Deutschland noch viel zu wenig“, sagt Christian Drosten, Direktor des Instituts für Virologie an der Charité und Leiter des neu gegründeten Zentrums Charité Global Health, wo Hanefeld aktuell ihr Büro hat. In Deutschland müsse man sich fragen: Wer forscht eigentlich zu Public Health? „Vielen fällt da als Erstes das Robert-Koch-Institut ein, aber das kann die Forschung ja nicht alleine leisten“, sagt

Drosten. An jeder Uni gebe es Experten für diese Themen, aber niemand habe wirklich einen Überblick, wo sie sich befinden. Deshalb könnte eines der ersten gemeinsamen Forschungsthemen von Charité und LSHTM sein, sich mit der Global-Health-Forschungslandschaft in Deutschland zu befassen. Die London School of Hygiene and Tropical Medicine, deren Hauptgeldgeber die Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung ist, zahlt die Stellen der britischen Forscher, die Charité stellt die Räumlichkeiten. Bislang ist erst Johanna Hanefeld umgezogen, aber ihre eigene Forschungsgruppe soll noch dieses Jahr folgen. Im nächsten Jahr könnte eine zweite Londoner Arbeitsgruppe hinzukommen, finanziert vom Wellcome Trust, der inzwischen auch in der Stadt vertreten ist. „Wir versuchen jetzt schon, Forschungsgelder zu beantragen, damit sich das System möglichst bald selbst trägt“, sagt Drosten. Gemeinsam wolle man etwas Langfristiges mit der LSHTM aufbauen, diese sei schließlich ein internationaler Vorreiter, für den es in ganz Deutschland keine Entsprechung gebe. Florian Schumann

Urheberinformation: Tagesspiegel

Wissenschaftslandschaft Deutschland

DIE ZEIT vom 15.11.2018

DIE ZEIT 

Autor: Martin Spiewak
Seite: 81 bis 82
Quellrubrik: Chancen

Jahrgang: 2018
Nummer: 47

Berlin ist nicht Ibbenbüren

Vor acht Monaten übernahm die CDU-Politikerin Anja Karliczek als Quereinsteigerin das Bundesbildungsministerium. Doch selbst in ihrer eigenen Partei fragt sich mancher, ob das der richtige Ort für sie ist

VON MARTIN SPIEWAK

Hier muss ihr niemand sagen, wo es langgeht. Hier kennt Anja Karliczek sich aus. Von der flachen Eingangshalle des Fünfzigerjahre-Baus geht es links das Treppenhaus hoch, dann durch die schwere Glastür zu den Klassenzimmern. Der Grundkurs Politik wartet schon. Ein kurzes Händeschütteln mit dem Schulleiter, ein freundliches Hallo an die Schüler. Dann kann die Stunde beginnen.

Tausende Male ist Anja Karliczek über die Flure des Goethe-Gymnasiums in Ibbenbüren gelaufen: zuerst als Schülerin in den Achtzigerjahren (der Rektor unterrichtete schon hier), dann als Mutter dreier Söhne. Karliczeks Jüngster macht im kommenden Jahr Abitur. Bis dahin will sie stellvertretende Vorsitzende der Schulpflegschaft bleiben, auch wenn sie es in letzter Zeit zu den Elterntreffen kaum schafft. Denn meist steht doch in Berlin einiges an. Haushaltsreden im Bundestag etwa oder Kabinettsitzungen mit der Kanzlerin. Anja Karliczek ist die deutsche Bundesministerin für Bildung und Forschung. 18 Milliarden Euro kann sie jährlich verteilen. Vom Budget her ist das BMBF damit das viertstärkste Ressort. Schwarz-Rot hat sich laut Koalitionsvertrag für die Schulen und Hochschulen einiges vorgenommen, vielleicht mehr als sämtliche Bundesregierungen davor. Bislang freilich merkt man von alledem nicht viel. Als Anja Karliczek im März völlig unerwartet ins Amt gehoben wurde, war sie nahezu unbekannt. »Karli wer?«, fragten sich sogar Parteifreunde, erst recht die Fachleute. Acht Monate später hat sich daran wenig geändert.

Warum gelingt es der Ministerin nicht, mit ihrem Thema durchzudringen?

Während die Ministerien für Arbeit, Familie, Gesundheit oder Umwelt fleißig Gesetze produzieren und damit dem Eindruck entgegenwirken, die große Koalition habe außer Streit nichts zu bieten, kann das BMBF bisher wenig Regierungsrelevantes vorlegen. Während andere Kabinettsneulinge wie Jens Spahn, Franziska Giffey oder Hubertus Heil regelmäßig mit politischen Vorstößen in der Öffentlichkeit stehen, bleibt es um Karliczek still. Katarina Barley hört als Justizministerin bald auf, weil sie als SPD-Spitzenkandidatin in den Europawahlkampf zieht. Bei Anja Karliczek fragt sich selbst mancher in der eigenen Partei, ob sie schon richtig angefangen hat.

Warum ist es für die Bildungsministerin so schwer, mit ihrem Thema durchzudringen, das sonst nicht an einem Aufmerksamkeitsdefizit leidet? Was treibt Anja Karliczek an? Und wer ist diese Frau, die durchaus selbstbewusst sagt: »Wir Münsterländer machen keine Show, aber wir sind fleißig und stur und erreichen so meist, was wir wollen«?

Die besten Antworten erhält, wer der Ministerin auf der Wahlkreistour in ihre Heimat folgt: ins Münsterland eben, genauer ins Tecklenburger Land, wo die größte Stadt Ibbenbüren heißt und Karliczek viele Jahre für die CDU im Stadtrat saß.

An der elektronischen Tafel im Raum 104 des Goethe-Gymnasiums steht heute die Frage: »Warum soll ich noch ein Wörterbuch zur Hand nehmen, wenn ich eine Übersetzung mit dem Smartphone erledigen kann?« Die Ministerin möchte über die Vor- und Nachteile der Digitalisierung diskutieren. Locker lehnt sie am Lehrerpult und schaut erwartungsvoll in die Gesichter der Oberstufenschüler.

Doch so weit her ist es mit dem digita-

len Lernen an der Schule nicht. Weder WLAN gibt es noch Laptops oder Tablets. Wollen die Schüler ins Internet, müssen sie in den Computerraum umziehen oder – wenn es der Lehrer erlaubt – zu den eigenen Smartphones greifen. Dabei liegen die Pläne für die Digitalausstattung der Schule schon lange in der Schublade, erklärt der fürs Thema verantwortliche Lehrer: »Aber es gibt kein Geld. Obwohl es immer wieder versprochen wurde.«

Die Ministerin nickt, sie kennt die Klage auswendig. Würde man morgen das Internet abschalten, bekäme man es in den meisten deutschen Klassenräumen gar nicht mit. Schon vor mehr als zwei Jahren hat der Bund den Schulen deshalb Milliarden für Breitbandkabel, Server und verlässliches WLAN in Aussicht gestellt. Initiiert von ihrer Vorgängerin Johanna Wanka, ist die Digitaloffensive auch Karliczeks populärstes Projekt und damit ihr größtes Problem. Denn bis heute steckt das Vorhaben im Dickicht des deutschen Bildungsföderalismus fest.

Und so erklärt die Ministerin, dass für die Schulen eigentlich die Länder zuständig seien und sie als Bundesministerin allein nichts entscheiden dürfe. Dass schon der Besuch am Goethe-Gymnasium fast einem Verfassungsverbruch gleichkomme (»Eigentlich darf ich hier gar nicht rein«). Dass man deshalb jetzt das Grundgesetz ändern wolle und man dafür auch die Opposition benötige. Dass Grüne und FDP jedoch ...

Spätestens zu diesem Zeitpunkt dürften die meisten Schüler nicht mehr ganz genau wissen, was das alles genau mit dem Thema und ihrer Schule zu tun hat. Klar ist, dass es die Frau Karliczek nicht leicht hat in Berlin, sie sich aber nicht verdrießen lässt. »Ich bin optimistisch«,

sagt die Ministerin am Schluss, »irgendwie müssen wir Politiker es ja hinbekommen. Das sind wir den Bürgern schuldig.«

Sie hat erst gar nicht versucht, ihr Seiteneinsteigertum zu kaschieren

Das Bundesressort für Bildung und Forschung ist ein einfaches Amt. Wer brav das Milliardenbudget an Forschungseinrichtungen und Hochschulen verteilt und sich mit Meinungsäußerungen zurückhält, kann wenig falsch machen. Schwer hat es jedoch, wer gestalten und Gehör finden möchte, wer also Politik machen will. Dann sind Fachkenntnis, politische Felderfahrung und Durchsetzungsvermögen gefragt. Zumindest was die ersten beiden Tugenden angeht, kam Anja Karliczek blank ins Amt.

Ihre Vorgängerin, die Mathematikprofessorin Johanna Wanka, ist Hochschulpräsidentin gewesen. Und wie die Amtsinhaberin davor, Annette Schavan, hatte sie viele Jahre als Landesministerin gedient. Anja Karliczek kann allenfalls mit biografischen Berührungspunkten zu ihrem Ressort aufwarten: eine Ausbildung zur Bank- und zur Hotelfachfrau, ein Fernstudium der Betriebswirtschaft, der Einsatz als Elternvertreterin. Dass sie als Abgeordnete eine Woche in Harvard war und dort als wissbegierig auffiel, trägt sie nicht groß vor sich her. In Karliczeks Wahlkreis gibt es weder eine Universität noch eine Fachhochschule. Im Bundestag, wo die CDU-Politikerin seit 2013 sitzt, hat sie sich mit Finanzthemen befasst und als eine Parlamentarische Geschäftsführerin die Unionsfraktion mitorganisiert. In dieser Funktion war sie der Kanzlerin wohl aufgefallen, die ein geschlechtergleiches 50/50-Kabinett versprochen hatte und dafür noch eine weibliche Kraft suchte. Da die mächtige NRW-CDU unter Führung von Ministerpräsident Armin Laschet noch nicht ausreichend mit Spitzenämtern bedacht war, war klar: Es muss eine Frau aus NRW sein. Anja Karliczek hat gar nicht erst versucht, ihr Seiteneinsteigertum zu kaschieren. Stattdessen berichtet sie in Interviews und Reden viel aus ihrem persönlichen Umfeld (»ich als Mutter«, »bei uns im Betrieb«, »meine Schule«). Oder erklärt bei Auftritten vor Professoren und Universitätspräsidenten, dass sie kürzlich verstanden habe, wie das mit den Algorithmen gehe – nach der Lektüre eines Artikels aus der TV-Beilage *Prisma*. Eine andere Amtsvorgängerin, Edelgard Bulmahn (SPD), hatte ihr Publikum auch gern mit Lesefrüchten

überrascht. Sie stammten meist aus dem Wissenschaftsmagazin *nature*. Bislang ist diese offensive Ahnungslosigkeit der Neuen im Amt kaum auf offene Kritik gestoßen. Das liegt vor allem an Karliczeks Person. Ob im Parlament, bei der Kultusministerkonferenz oder im Ministerium: Überall tritt die Ministerin mit der gleichen unverstellten Herzlichkeit auf. Die Ministerin mag Menschen, das merkt man. Sie gibt einem Nobelpreisträger das gleiche Gefühl, sich für ihn zu interessieren, wie einem Azubi. Als sie bei der Verleihung der wichtigen Leibniz-Preise im März zum ersten Mal mit den Granden der deutschen Wissenschaft zusammenkam, wirkte sie, als treffe sie auf alte Bekannte.

So etwas lernt man im Hotel. Wo man weiß, dass die Dame aus Zimmer 102 morgens gern einen Cappuccino trinkt und Herr Müller aus Zimmer 31 »Doktor Müller« heißt. Mit einem Kohlenhandel samt Ausschank hatte ihre Familie einst angefangen. Heute ist das Ringhotel Teutoburger Wald ein Vier-Sterne-Haus, das mit »Wellnesslandschaft«, »Duftgrotte« und »Heimatgenuss« wirbt. Bionade steht hier nicht in der Minibar, dafür Weizenbrand und »Bier aus dem Revier«.

Zwanzig Jahre war Karliczek im Hotel tätig, bevor sie nach Berlin ging. Sie hat Lehrlinge ausgebildet, das Hotel ins Internetzeitalter geführt und immer wieder aufs Neue überlegt, »was die Gäste wirklich wollen«. Dafür habe sie sich die kleinen Bewertungszettel, die man beim Auschecken ausfüllen soll, immer genau angeschaut.

So versteht Karliczek auch ihre Rolle als Abgeordnete und als Ministerin: als Dienst am Kunden, der jetzt Bürger heißt – und ziemlich unzufrieden ist. Der zweite Termin an diesem Wahlkreisstag, Besuch im Rathaus von Emsdetten. Karliczek begrüßt Bürgermeister Georg Moenikes wie einen Freund. In der vierten Amtszeit regiert der CDU-Politiker die Stadt, niemals in dieser Zeit ging es der Kommune besser. Die Geburtenrate ist höher denn je, es herrscht Vollbeschäftigung, selbst die meisten der Flüchtlinge, die hier vor drei Jahren in die Stadt kamen, haben mittlerweile Arbeit. Und an den Schulen klagt niemand über eine fehlende Digitalanbindung: Seit 2005 hängt die Gemeinde am Glasfasernetz.

Einzig die politische Stimmung in der Stadt sei »beschissen«, sagt Moenikes. Früher hätten die Leute ihren Unmut in Anhörungen oder Bürgersprechstunden

geäußert. Heute gingen sie gleich an die Presse oder ins Netz, so der Bürgermeister. »Regelmäßig werde ich dort verprügelt.«

Als gelernte Kommunalpolitikerin ist Karliczek der anschwellende Missmut der Bürger bekannt, sie beobachtet ihn seit Jahren mit Sorge. Für ihr neues Amt leitet sie daraus eine Botschaft ab: »Ich will den Bürgern zeigen, dass die öffentlich finanzierte Forschung und Bildung ihr Leben verbessert.« Als einen ihrer drei Schwerpunkte – neben der dualen Ausbildung und der Digitalisierung von Schulen und Hochschulen – nennt sie deshalb den Transfer von Wissen in Wirtschaft und Öffentlichkeit.

In der akademischen Szene der Hochschulen irritiert dieses instrumentelle Verhältnis zur Forschung. »Wer Wissenschaft hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Verwertbarkeit betrachtet, ist schon sehr weit weg von dem, wie wir denken«, kritisiert ein Universitätspräsident. Gelehrige Reden zum Eigenwert der Geisteswissenschaften sollte man von dieser Ministerin tatsächlich nicht erwarten – eine solide Umsetzung der Regierungsvorhaben aus ihrem Zuständigkeitsfeld jedoch schon. Doch auch da hakt es bislang.

Mehr als ein Dutzend Verheißungen macht der Koalitionsvertrag bei Bildung und Forschung. Für die SPD waren die Ambitionen auf dem Feld einer der Gründe, gegen alle Widerstände doch ins Kabinett einzutreten. Die Groko verspricht nicht nur eine Ganztagsgarantie für Grundschüler, ein Bundesprogramm für Brennpunktschulen sowie eine umfassende Bafög-Reform. Sie will auch die Universitäten angesichts der stetig gestiegenen Studierendenzahlen dauerhaft unterstützen.

Gelingt dieser »Einstieg in die Grundfinanzierung der Hochschulen«, wie es offiziell heißt, wäre dies eine kleine Revolution. Ähnlich viel Bedeutung könnte der geplante Nationale Bildungsrat gewinnen. Hier sollen Bund und Länder mithilfe von Experten Reformvorschläge erarbeiten, um die Qualität und Vergleichbarkeit im Bildungssystem zu erhöhen.

Doch bislang ist von den meisten dieser Vorhaben nicht einmal ein grobes Konzept bekannt. Nur ein einziges konkretes Resultat kann Karliczek vorweisen: Ende August beschloss das Kabinett, eine Agentur für Sprunginnovation zu gründen. Sie soll helfen, bahnbrechende Forschungsideen in lukrative Produkte zu verwandeln. Streng genommen ist es

jedoch nur ein halber Erfolg, denn die andere Hälfte der neuen Einrichtung trägt das Wirtschaftsministerium.

Die Regierungsprojekte seien kompliziert, heißt es aus dem BMBF. Die Ministerin und ein Teil der Staatssekretäre (die ebenso fachlich unbeleckt ins Amt kamen) hätten sich erst einarbeiten müssen; von der fachlich versierten Staatssekretärin Cornelia Quennet-Thielen trennte sich Karliczek dagegen rasch.

Hinzu komme, dass man bei jedem der großen Programme auf das Plazet der Bundesländer angewiesen sei. Doch die Verhandlungen machten gute Fortschritte. Vom Digitalpakt für die Schulen und einer Bafög-Erhöhung heißt es jetzt sogar, sie seien »auf der Zielgeraden«. Und Immerhin: An diesem Freitag will die Ministerin mit den Landesvertretern ein neues Förderprogramm für Fachhochschulen präsentieren.

Normalerweise würde eine solch schmale erste Bilanz einer Bildungsministerin keinen großen Anstoß erregen. Auch Karliczeks Vorgängerinnen hatten nach acht Monaten im Amt nicht viel Konkretes erreicht. In Zeiten aber, in denen die Regierung quasi von Beginn an um ihre Existenz kämpft und die Groko nach jedem noch so kleinen Erfolg hungert, wird das zum Problem. Vorerst übt sich die SPD in Koalitionsdisziplin und hält sich mit Kritik an der CDU-Ministerin zurück. Nur Parteichefin Andrea Nahles feuerte im August eine Salve ab. Die Frage sei »ganz simpel: Was macht eigentlich Frau Karliczek?«.

An Durchhaltevermögen und Ehrgeiz

fehlt es der Ministerin dabei nicht. Ihr Fernstudium hat Karliczek neben ihrer Familie und dem Job im Hotel absolviert. Als die CDU ihren Wahlkreis neu besetzen musste, standen zwei etablierte Kandidaten zur Auswahl und Karliczek als Außenseiterin, die niemand kannte. Ein Jahr lang besuchte sie jede Ortsgruppe ihrer Partei persönlich, vergrub sich in die Themen vor Ort – und nahm die Mitglieder mit ihrer Bodenständigkeit für sich ein. Am Ende siegte sie knapp gegen alle Voraussagen.

Doch Berlin ist nicht Ibbenbüren. Bodenständigkeit wirkt auch hier anfangs sympathisch, irgendwann aber bieder und unpolitisch. Mit einer starken Verankerung in Heimat und Leben können nicht mehr viele Politiker in der Hauptstadt aufwarten, es sollte nur nicht das einzige Qualitätsmerkmal sein.

War Karliczeks Nominierung also ein Fehler? Wäre unter den aktuellen Umständen nicht ein politisches Alpha-Tier für das Ressort besser gewesen, das vom Tag eins an in den Kampfmodus geschaltet hätte? Oder zumindest jemand, der durch kluge Gedanken und eindruckliche Auftritte punktet? Doch Karliczek macht sich eher rar. Ein Viertel ihrer politischen Arbeit wolle sie weiterhin ihrem Wahlkreis widmen, hat sie in der heimatlichen Presse verkündet. Da fragt man sich schon, ob die Ministerin die Herausforderungen ihrer neuen Aufgabe voll erfasst hat.

Die große Koalition muss jetzt liefern, so hieß es nach den Wahlen in Bayern und Hessen mantraartig. Im Prinzip dürfte Anja Karliczek mit dem Satz kein

Problem haben, er ist der Politikerin und ihrem pragmatischen Politikverständnis geradezu auf den Leib geschnitten. Nur was die Ministerin und ihr Haus bald liefern wollen, das bleibt bislang im Dunkeln. Klar dürfte sein: Die Zeit der Einarbeitung ist für jeden irgendwann vorbei.

Die To-do-Liste Digitaloffensive 3,5 Milliarden Euro hat die große Koalition den Schulen für Server und schnelle WLAN-Verbindungen versprochen. Damit das Geld aus Berlin fließen darf, muss man die Verfassung ändern. Offen ist, ob Grüne und Liberale bei der Reform mitziehen. Ganztagsgarantie In Zukunft soll jeder Grundschüler auch am Nachmittag in der Schule lernen und spielen können. Bis 2025 soll die Ganztagsgarantie verwirklicht sein. Wo jedoch sollen die Länder die dafür notwendigen Erzieher und Lehrer finden? Bildungsrat Bei Bildungsfragen entscheiden die Bundesländer autonom – und oft an der Wissenschaft vorbei. Ein Rat aus Experten sowie Politikern soll für mehr Vergleichbarkeit und Qualität sorgen. Wie der Nationale Bildungsrat aussehen soll, weiß bislang aber noch niemand. Pakt für die Lehre Fast jeder zweite Schulabgänger studiert, die Hörsäle sind voll. Mit dem neuen Hochschulpakt wollen Bund und Länder den Unis fortan dauerhaft helfen, die Studierenden besser zu betreuen. Die Streitfrage lautet: Wer bezahlt wie viel? Und wie wird das Geld verteilt?

Abbildung: Anja Karliczek auf der Bundespressekonferenz

Fotonachweis: Foto: Xander Heintl/photothek

Fotonachweis: Vignetten: Bastian Kamp für DIE ZEIT

chemanager-online.com vom 14.11.2018 10:30

Nummer: 3497923843

Weblink: <https://www.chemanager-online.com/news-opinions/grafiken/gruenderszene-deutschland-0>

Gründerszene in Deutschland

Start-ups bevorzugen digitale Geschäftsmodelle Wie bereits im Vorjahr wurden auch im Jahr 2018 die meisten Start-ups in Deutschland im Bereich der IT- und Kommunikationsbranche gegründet. Rund ein Drittel der Gründungen (31,6 %) entfallen auf diesen Bereich. Es folgt das Geschäftsfeld Ernährung und Nahrungsmittel bzw. Konsumgüter mit einem Anteil von 9,7% und die Medizin und das Gesundheitswesen mit 8, 5 %. Das ergab der Deutsche Start-up Monitor 2018 (DSM), der vom Bundesverband Deutscher Startups initiiert und von KMPG unterstützt wird. Die Befragung ergab jedoch auch, dass viele der jungen Unternehmen branchenübergreifend agieren. Dabei ordnen zwei Drittel der befragten Start-ups sich primär einem digitalen Geschäftsmodell zu.

Nachhaltigkeit als Unternehmensziel Sowohl die langfristige Geschäftsausrichtung als auch eine soziale und umweltfreundliche Unternehmensstrategie sind wichtig, um einen positiven Beitrag zur Entwicklung der Gesellschaft zu leisten. Aus diesem Grund wurden die Teilnehmer des Deutschen Start-up Monitors 2018 zu ihrer ökologischen, sozialen und ökonomischen Unternehmensausrichtung befragt. Die Analyse der drei Nachhaltigkeitsdimensionen zeigte, dass 72 % der Befragten (vgl. Grafik, „Stimme zu“ und „Stimme voll und ganz zu“) ökonomische Ziele verfolgen, darüber hinaus ordnete sich ein Drittel (32,8 %) der Green Economy zu und 38,1 % der Gründer zählen sich zu den Social Entrepreneurs. Vier von fünf Gründern haben studiert Vier von fünf Gründern (80,6 %) haben

einen Hochschulabschluss. Jeder vierte Gründer besitzt ein Diplom (25,4 %) oder hat ein Masterstudium (23,9 %) absolviert. 13,9 % der Gründer sind promoviert. Wie schon im Vorjahr belegt auch beim Deutschen Start-up Monitor 2018 die TU München die Top-Position unter den Gründerhochschulen. 3,7 % (2017: 3,2 %) der Befragten haben an dieser Hochschule studiert. Auf Rang zwei folgt das KIT Karlsruhe (2,6 %), gefolgt von der RWTH Aachen mit 2,4 % und der Technischen Universität Berlin (2,3 %). Neu unter den Top-Ten der Gründerhochschulen: die FU Berlin, die Universität Mannheim, die Handelshochschule Leipzig und die Universität Bremen. Bessere digitale Bildung an Schulen Die Teilnehmer des Deutschen Start-up

Monitors 2018 halten Maßnahmen im Bildungssystem für sehr wichtig, um Deutschland als Start-up-Standort zu stärken. Über ein Drittel der Befragten (36,1 %) sprechen sich für die Einführung digitaler Bildungsinhalte an weiterführenden Schulen aus, um Jugendliche frühzeitig für digitale Berufsfelder zu begeistern. Ein weiteres Viertel der Gründer (25,9 %) fordert die Schaffung obligatorischer Module, wie Entrepreneurship Education im MINT-Bereich an Universitäten, um Studierende für Gründungen zu befähigen. Jeder fünfte Befragte (20,2 %) hält ein Fachkräftezuwanderungsgesetz für sinnvoll, um Unternehmen bei der Gewinnung von Talenten aus aller Welt zu unterstützen.



Seite: 527
Ressort: Politik

Kurztitel: KNA181114-89-00140#2

Katholische Uni will mehr Professorinnen berufen

Eichstätt (KNA) Die Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) will den Frauenanteil in ihrem Lehrkörper deutlich steigern. In mindestens 40 Prozent der Berufungsverfahren sollen künftig Professorinnen zum Zug kommen. Das kündigte die Gleichstellungsbeauftragte der Hochschule, Kathrin Schlemmer, am Mittwoch an. Derzeit liegt der Frauenanteil im Professorenkollegium der KU bei 24 Prozent, das ist etwas mehr als der deutsche und deutlich mehr als der bayerische Durch-

schnitt. Der Mitteilung zufolge hat die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz von Bund und Ländern das Gleichstellungskonzept der KU positiv begutachtet. Das berechtige die Universität dazu, bis zu drei Anschubfinanzierungen für die Erstberufung von Frauen auf unbefristete Professuren zu beantragen. Schlemmer sagte, an der KU würden künftig eine genderechte Personalpolitik und die Förderung weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses noch stär-

ker in den Vordergrund rücken. Es werde Weiterbildungsworkshops und Stipendien geben. Erfahrene Forscherinnen sollten ihre jungen Kolleginnen beim Karrieremanagement beraten. Geplant seien ferner kontinuierliche Schulungen von Führungskräften zu Fragen der Gleichstellung. In den Hochschulgremien werde eine ausgewogene Beteiligung von Frauen und Männern angestrebt.

Wissenschaftslandschaft Europa und übriges Ausland

DIE ZEIT vom 15.11.2018

DIE ZEIT 

Autor: Christine Prußky
Seite: 83 bis 83
Quellrubrik: Chancen

Jahrgang: 2018
Nummer: 47

ARBEITGEBER HOCHSCHULE

Ackern und den Mund halten

Leiter der DAAD- Informationszentren haben viel Verantwortung, sind aber nur befristet angestellt. Dagegen klagen jetzt die ersten

VON CHRISTINE PRUSSKY

Er ist das Flaggschiff der auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik: der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD). In 60 Ländern präsent, mit 15 Außenstellen und 57 Informationszentren, kurz IC. »Weltweit stellen DAAD-Mitarbeiter ihre Expertise zur Verfügung«, heißt es an prominenter Stelle auf der Homepage der nach eigenen Angaben weltweit größten Förderorganisation für den Austausch von Studierenden und Wissenschaftlern. Was dort nicht klar wird: An der Spitze der Informationszentren stehen Menschen, die gar nicht beim DAAD angestellt sind, sondern in Teilzeit als Lektoren an ausländischen Partnerhochschulen, und das auch nur befristet. Leiter solcher Zentren verbindet mit dem DAAD formal nichts als eine Fördervereinbarung, die jährlich bis zu einem maximalen Zeitraum von fünf Jahren verlängert werden kann.

Heikel daran ist: IC-Leiter stehen nicht nur bei internationalen Krisenfällen wie zum Beispiel dem Putschversuch in der Türkei für Interviews oder ein Statement bereit. Kontinuierlich liefern sie Berichte zur wissenschaftspolitischen Lage nach Deutschland. Hochschulen vertrauen darauf und richten ihre Internationalisierungsaktivitäten danach aus. Leiter der Informationszentren erstellen Werbematerialien, koordinieren Hochschulmessen. Sie übernehmen das außenwissenschaftspolitische Tagesgeschäft und sind in ihren zwei- bis dreiköpfigen Teams weisungsbefugt. Sie handeln Programme mit ausländischen Partnern aus und verwalten Steuergelder. Auf ihren Visitenkarten findet sich das DAAD-Logo, gerade so, als wären sie Festangestellte. Aber genau dem ist nicht so.

Rund 7,4 Millionen Euro pro Jahr steckt der DAAD in sein IC-Netzwerk, die Hälfte davon kommt vom Bundesforschungsministerium, die andere vom Auswärtigen Amt. Das Netzwerk wurde ab 1999 aufgebaut und funktioniert bestens – wenn niemand aufbegehrt. So wie das jetzt zwei ehemalige IC-Leiter tun. Sie sehen sich als Arbeitnehmer des DAAD und klagen vor Gericht. Die Verfahren ziehen sich hin, ein abschließendes rechtskräftiges Urteil ist nicht in Sicht. In ihren Verästelungen mögen die Prozesse vor allem für Arbeitsrechtler, Gewerkschafter und Personalräte interessant sein. Ihre Relevanz aber für das Wissenschaftssystem als Ganzes erklärt sich durch ihre schiere Existenz. Sie wirft Grundsatzfragen auf: Was ist gute Arbeit? Welchen Rahmen braucht sie? Die Ausgangslage der Auseinandersetzung erinnert an den Kampf zwischen David und Goliath. »Da ist der große DAAD, mit untadeliger Reputation, besten Kontakten, hoher Vertrauenswürdigkeit und weitreichendem Einfluss in der Wissenschaftsszene«, beschreiben ehemalige IC-Leiter ihre Situation rückblickend. Sich gegen ihn zu stellen könne »Karrieren kosten«. Ihre Namen wollen sie lieber nicht in der ZEIT lesen. Aber die Geschichte ist ihnen wichtig, weil sie ein gängiges Prinzip im Wissenschaftsbetrieb hinterfragt: das Befristungswesen.

In Forschung und Lehre spielen Organisationen und Hochschulen wenigstens in Sonntagsreden Lösungen durch. Im Wissenschaftsmanagement hat die Debatte noch nicht einmal begonnen. Für eine sozialpolitische Grundsatzfrage nach guter Arbeit im Maschinenraum der Wissenschaftsorganisation bieten die Klagen gegen den DAAD also eine Steilvorlage. Daneben setzen sie

aber auch hinter die Konzeption der Außenwissenschaftsdiplomatie ein Fragezeichen: Kann und darf sich der DAAD in seiner Mission auf Kräfte stützen, die ihm zeitlich befristet nur über einen Fördervertrag verbunden sind?

Ja, meint die SPD-Bundestagsabgeordnete Ulla Schmidt, das Modell werde »den Wünschen der Bewerberinnen und Bewerber gerecht. Sie wollen ins Ausland und nehmen die Aufgabe sehr engagiert wahr.« Schmidt sitzt im zuständigen Bundestagsunterausschuss. Aus eigener Erfahrung weiß sie, dass IC-Leiter im Ausland »wie Botschafter wahrgenommen« werden. Genau das sollten sie schließlich auch sein, »Botschafter für den Wissenschaftsstandort Deutschland«. Das entspreche den Wünschen der auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik.

Nach Informationen der ZEIT liegt die Vergütung für ledige IC-Leiter im Schnitt pro Jahr bei 65.000 Euro brutto – von denen der DAAD das Lektorengeloh an der Partnerhochschule abzieht. Der DAAD zahlt für die Leiter weder in die Renten-, Arbeitslosen-, Pflege- noch in die Krankenversicherung ein. Derzeit laufen hierzu Statusfeststellungsverfahren bei der Deutschen Rentenversicherung Bund, und es bleibt abzuwarten, ob die DRV die Tätigkeit eines IC-Leiters als sozialversicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis klassifizieren wird oder es für korrekt hält, dass die Büroleiter-Tätigkeit mit einem »Stipendium« vergütet wird.

Das Personalmodell spart dem DAAD jedenfalls eine Menge Geld. Der Fördervertrag gibt ihm zudem eine Flexibilität, von der Wirtschaftsunternehmen träumen können.

Beispiel Lima: Dort wurde im März

2016 ein Informationszentrum »mit viel Enthusiasmus und 100 hochrangigen Gästen« feierlich eröffnet, wie auf der DAAD-Homepage noch heute zu lesen ist. Ein gutes Jahr später wurde das IC schon wieder dichtgemacht. Ohne mediales Echo, wohl aber mit diplomatischen Irritationen: »Die Interessenlage des DAAD und des AA (Auswärtigen Amtes, *Anm. d. Red.*) sind in Bezug auf das IC Lima nicht deckungsgleich«, heißt es in einem der ZEIT vorliegenden Schreiben aus der Deutschen Botschaft in Peru an das Auswärtige Amt. Und weiter: »... während es dem DAAD offenbar darum geht, eine Festanstellung des hiesigen IC-Leiters und die damit verbundenen Personalkosten sowie eine mögliche Präzedenzwirkung auf andere IC-Leiter um jeden Preis zu vermeiden, sollte das AA auch die Wirkung einer Schließung des IC Lima auf die PER (peruanische, *Anm. d. Red.*) Regierung und die Wissenschaftsgemeinschaft sowie die Folgen für den Studienstandort DEU (Deutschland, *Anm. d. Red.*) im Auge behalten«. Der DAAD gibt zu dem konkreten Fall mit Verweis auf »ein schwebendes Gerichtsverfahren« keine Auskunft. Die Austauschorganisation geht nicht nur im Fall Lima auf Nummer sicher. Sämtliche Fragen der ZEIT zu den Informationszentren beantwortet der DAAD schriftlich. Der Tenor ist eindeutig: Die für die Informationszentren entwickelte Konstruktion sei »rechtmäßig im Rahmen der haushalts- und zuwendungsrechtlichen Vorgaben«. Die Leitung eines Zentrums sei ein »Sprungbrett für die weitere berufliche Karriere«. Dies zeigten »Verbleibstudien«, die der Akademische Austauschdienst allerdings auch auf Nachfrage für sich behält. Wer mehr über die Geschichte der ICs erfahren möchte, muss Christian Bode fragen. Der ehemalige DAAD-Generalsekretär hat die Informationszentren in den Neunzigerjahren ersonnen. »Es gab kein Geld für neue Stellen, aber für Projekte«, erklärt Bode den finanzpolitischen Rahmen jener Anfangszeit, der sich dann aber auch in den Folgejahren nicht ändern sollte. Als Bode 1990 Generalsekretär wurde,

zählte die Bonner Organisation 309 feste Stellen und 25 Projektstellen. Zu Bodes Abschied 20 Jahre später hatte sich das Budget und die Zahl der Geförderten verdreifacht, die Zahl der Planstellen auf 295 verringert und die Summe der Projektstellen auf 540 erhöht. Das Prinzip Befristung war verankert und für gut befunden. »Es war und ist ein kluger Schachzug«, sagt Bode mit Blick auf die Gründung und Konstruktion der Informationszentren. Man könne »nicht alles unter das Menteckel der Altersarmut stellen«. Das Modell der Informationszentren, als Notlösung im Stellenmangel geboren, passte zu den Ambitionen des DAAD. Die ersten Zentren sollten ein Testballon sein. Und so gab es »in der Anfangsphase auch keine sozialpolitischen Skrupel«, erinnert sich Bode. Sie kamen erst später. Aber als der Generalsekretär nach einigen Jahren dafür plädierte, Lektoren und Leiter in Analogie zum Modell des Österreichischen Akademischen Austauschdienstes bei einer eigens zu gründenden GmbH befristet, aber mit Sozialversicherung anzustellen, konnte er sich damit nicht durchsetzen. »Man fürchtete, dann die Leute auf Dauer am Bein zu haben. Man wollte den Wechsel«, sagt Christian Bode. So ist das offenbar bis heute. Um die Rückkehr auf den deutschen Arbeitsmarkt zu erleichtern, schuf der DAAD immerhin ein sogenanntes Rückkehrstipendium. Es kann zwischen 1375 und 1700 Euro monatlich betragen, für drei bis neun Monate. Ein Rechtsanspruch darauf besteht allerdings nicht. Klagen über diese Zustände hört man kaum. »Viele Leiter der Informationszentren sind verheiratet, viele haben Kinder«, erzählt ein ehemaliger IC-Leiter. Weil Ehepartner in Staaten mit Visumpflicht in der Regel keine Arbeitsgenehmigung hätten, seien die Leiter meist Alleinverdiener und stünden entsprechend unter Druck. »Aus Angst, keine Vertragsverlängerung zu bekommen und ohne Rückkehrstipendium dazustehen, macht so gut wie keiner den Mund auf.« Stattdessen wird geackert und der Schein gewahrt. Mit Erfolg: »Wo immer

man hinkommt«, vermittele der DAAD »kundige Leute mit besten Kontakten«, lobte die damalige Staatssekretärin im Bundesforschungsministerium Cornelia Quennet-Thielen den Akademischen Austauschdienst im Juni 2015 zur Feier des 90-jährigen Bestehens der Austauschorganisation.

Aussagen wie diese lassen die unsichere Lage der IC-Leiter in einem besonders seltsamen Licht erscheinen. Und führen zu der Frage: Warum lassen sich Hochqualifizierte überhaupt auf solche Job-Konditionen ein? »Hinter mir lag ein langwieriger Bewerbungs- und Auswahlprozess mit Gutachten, Gespräch mit einer Professorenkommission und Assessment-Center«, erzählt ein ehemaliger Leiter. »Als ich die Zusage bekam, war ich unendlich stolz. In dem Brief stand, ich sei ausgewählt worden. Im Überschwang las ich, ich wäre auserwählt worden.« Ein anderer sagt: »Man fühlt sich wie ein Novize in den heiligen Hallen der Wissenschaft.« Über die Position werden IC-Leiter sehr wohl aufgeklärt. Allerdings häppchenweise und offenbar nicht immer rechtzeitig: »Ich erfuhr sämtliche Details erst, nachdem die Vorbereitungen für die Ausreise schon lange auf den Weg gebracht waren«, heißt es in einer schriftlichen Stellungnahme eines ehemaligen Leiters. Das Thema »Finanzen« sei ganz spät angepackt worden. Zweifel hatte er nicht. »Der DAAD ist eine hoch angesehene Organisation. Da unterschreibt man und gut.«

Mitarbeit: **Thomas Kerstan**

Der DAAD Die Organisation fördert weltweit den internationalen Austausch von Studierenden und Wissenschaftlern. Seit seiner Gründung 1925 hat der Deutsche Akademische Austauschdienst zwei Millionen Akademiker im In- und Ausland unterstützt. Das Budget stammt überwiegend aus Bundesmitteln. Der DAAD ist heute in 60 Ländern präsent, mit 15 Außenstellen und 57 Informationszentren.

Fotonachweis:

Illustration: Karsten Petrat für DIE ZEIT

Pressemitteilungen der Freien Universität Berlin

Freie Universität Berlin vom 15.11.2018

Vom ‚Intellektuellen Film‘ zu einer filmischen Ikonographie • Stabsstelle Presse un... Seite 1 von 2

Freie Universität Berlin

Presse und Kommunikation

Vom ‚Intellektuellen Film‘ zu einer filmischen Ikonographie

Öffentliche Filmvorführung und Vortrag des Filmhistorikers Naum Kleiman am 19. November im Kino Arsenal / Kooperation mit der Kolleg-Forschergruppe „Cinepoetics – Poetologien audiovisueller Bilder“ der Freien Universität Berlin

Nr. 320/2018 vom 15.11.2018

Der russische Filmhistoriker Naum Kleiman hält am 19. November 2018 auf Einladung der Freien Universität im Berliner Kino Arsenal einen Vortrag mit dem Titel „Vom ‚Intellektuellen Film‘ in OKTOBER zur Ikonographie in IWAN DER SCHRECKLICHE“. Er betrachtet darin die Werke des russischen Regisseurs und Filmtheoretikers Sergej M. Eisenstein (1898–1948). Naum Kleiman zufolge sind die früheren und späteren Filme Eisensteins nicht als zwei gegensätzlichen Werkgruppen zu betrachten; stattdessen seien sie aufeinanderfolgende Stadien einer poetischen Entwicklung. Im Anschluss an den Vortrag wird Sergej M. Eisensteins Stummfilm *Die Generallinie* aus dem Jahr 1929 gezeigt. Begleitet wird der Film am Flügel von Leonid Nemirowski. Der Vortrag ist öffentlich, der Eintritt frei. Für den Film gelten die üblichen Eintrittspreise des Kino Arsenal. Die Veranstaltungssprache ist Deutsch. Der Vortrag ist Teil der Reihe *Cinepoetics Lectures* der Kolleg-Forschungsgruppe „Cinepoetics – Poetologien audiovisueller Bilder“ der Freien Universität Berlin und der Filmuniversität KONRAD WOLF, die in Kooperation mit dem Kino Arsenal ausgerichtet wird.

Naum Kleiman ist Mitbegründer des namhaften Sergei-Eisenstein-Archivs, das er von 1967 bis 1985 leitete. Zudem ist er Mitbegründer der Moskauer Cinemathek Musej Kino, deren Leiter er von 1992 bis 2014 war. Seit 1988 unterrichtet Naum Kleiman als Dozent an der New York University, USA, sowie an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin. Er publizierte umfangreich zu Filmtheorie und Geschichte des sowjetischen sowie russischen Kinos. Naum Kleiman gilt als Spezialist für die Werke Sergej M. Eisensteins; er half mit bei der Rekonstruktion von Eisensteins Filmen *Beshinwiese*, *Die Generallinie* und *Panzerkreuzer Potemkin*. Naum Kleiman ist FIPRESCI-Preisträger für eine Retrospektive, die er im Rahmen des Moscow International Film Festivals kuratierte. Für seine Arbeit erhielt er zahlreiche weitere Auszeichnungen. Im Jahr 1993 wurde er zum Mitglied der *European Film Academy* gewählt. Zudem fungierte er als Jurymitglied und Berater auf Filmfestivals in Venedig, Leipzig, Toronto, Locarno und auf der Berlinale.

Im Rahmen der *Cinepoetics Lectures* werden bekannte Film- und Medienwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler eingeladen, einen ausgewählten Film zu präsentieren und in einen thematischen Kontext zu setzen. Die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Kolleg-Forschergruppe „Cinepoetics – Poetologien audiovisueller Bilder“ hat im Oktober 2015 ihre Arbeit aufgenommen; sie ist eine Einrichtung der Freien Universität Berlin und entstand in Kooperation mit der Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF. Die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beschäftigen sich mit der These, dass filmische Bilder als Akteure im Diskurs audiovisueller Bilder zu verstehen sind, die beständig die Formen menschlichen Wahrnehmens, Fühlens und Denkens verändern beziehungsweise als neue Formen des Denkens auftreten.

WEITERE INFORMATIONEN

Zeit und Ort

- Montag, 19. November 2018; Vortrag von 18.00 bis 19.30 Uhr; Filmvorführung *Die Generallinie* um 20.15 Uhr
- Kino Arsenal, Potsdamer Straße 2, 10785 Berlin

Kontakt

https://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2018/fup_18_320-cinepoetics-nau... 15.11.2018

Cilli Pogodda, Kolleg-Forscherguppe „Cinepoetics – Poetologien audiovisueller Bilder“, Institut für Theaterwissenschaft am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin, E-Mail: cipo@zedat.fu-berlin.de

Weiterführende Links

- Programm: <http://www.arsenal-berlin.de/kino-arsenal/programm.html>
- Ausrichter: <http://www.cinepoetics.fu-berlin.de/index.html>

SCHLAGWÖRTER

Film

Gesellschaft

Kunst

Philosophie und Geisteswissenschaften

https://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2018/fup_18_320-cinepoetics-nau... 15.11.2018

Freie Universität Berlin

Presse und Kommunikation

HEUREKA! Berufsperspektiven für Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften

Informationsveranstaltung am 16. November 2018 an der Freien Universität Berlin

Nr. 319/2018 vom 14.11.2018

Eine Informationsveranstaltung über Berufsperspektiven für Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften findet am 16. November 2018 an der Freien Universität Berlin statt. Der Berufspraxistag richtet sich an Studierende, Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer sowie weitere Interessierte; die Veranstaltung ist öffentlich, der Eintritt frei. Eine Anmeldung ist erwünscht unter <https://www.fu-berlin.de/sites/career/veranstaltungen/fachbereiche/philqeist/index.html>.

Während manches Studium auf konkrete berufliche Felder abzielt – etwa eine Tätigkeit im Lehramt oder im Bereich Grafikdesign, gibt es zahlreiche Studiengänge, bei denen die weitere berufliche Karriere außerhalb der Wissenschaft nicht direkt im Studium angelegt ist. Dies gilt auch für viele Fächer, etwa der Geisteswissenschaften sowie der Sozialwissenschaften.

Der Berufspraxistag findet jährlich im **Wintersemester** statt. Ziel ist es, Interessierte mit Berufstätigen in direkten Austausch zu bringen, die größtenteils selbst ein geistes- oder sozialwissenschaftliches Fach studiert haben oder in einem Bereich tätig sind, der für Absolventinnen und Absolventen dieser Fächer von Interesse sein kann. Der Berufspraxistag bietet ein Forum, in dem Erfahrungen vermittelt und Ideen angestoßen werden. Hier können Interessierte von Berufstätigen Antworten auf Fragen erhalten, die sie sonst oft nur in privaten Gesprächen bekämen.

Die Veranstaltung „Heureka! Berufsperspektiven für Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen“ wird im Rahmen des Mentoringprogrammes als Teil des Projekts "SUPPORT - Qualitätspakt für die Lehre" organisiert und durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert.

Zeit und Ort

- Freitag, 16.11.2018 ab 09.00 Uhr
- Freie Universität, Rostlaube, Hörsaal 1b und Hörsaal 2, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin U-Bhf. Thielplatz oder Dahlem-Dorf (U3)

Weitere Informationen und Anmeldung

- [Referentinnen und Referenten 2018](#)
- [Online anmelden](#)
- [Programm: Tagesablauf](#)
- [Begleitprogramm](#) (Bewerbungsunterlagencheck, Workshops und Infomarkt)
- [Organisierende Mentoringreferate/Ansprechpartner](#)

SCHLAGWÖRTER

https://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2018/fup_18_319-berufsperspektiv... 15.11.2018

[Ausbildung](#)

[Studium](#)

https://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2018/fup_18_319-berufsperspektiv... 15.11.2018

Freie Universität Berlin

Presse und Kommunikation

Das Erbe der 68er aus US-amerikanischer und europäischer Perspektive

Gretchen Dutschke-Klotz spricht am 28. November auf Einladung des FU-BEST-Programms der Freien Universität Berlin

Nr. 318/2018 vom 14.11.2018

Gretchen Dutschke-Klotz (Jahrgang 1942), Witwe des Wortführers der Berliner Studentenbewegung der 1960er Jahre Rudi Dutschke, spricht am 28. November auf Einladung des *Berlin European Studies Program* (FU-BEST) an der Freien Universität. In ihrem englischsprachigen Vortrag „The Legacy of 1968 in U.S.-European Perspective“ erzählt sie über ihre Erinnerungen an die Ereignisse von 1968 und ihre Bedeutung für die heutige Zeit. Der Vortrag ist Auftakt der Vortragsreihe „Berlin Eyewitnesses“ des FU-BEST-Programms, in der in jedem Semester eine Person über Epochen und Zäsuren spricht, die Berlin im 20. Jahrhundert geprägt haben – als ein Zeitzeuge, Beobachter oder Opfer von Unrecht. Die Veranstaltung auf dem Campus Lankwitz der Freien Universität ist öffentlich, der Eintritt frei.

Gretchen Dutschke-Klotz ist eine US-amerikanische Autorin und ehemalige Studentenaktivistin. Als Passagierin eines Frachtschiffs kam sie 1964 nach Antwerpen. Im gleichen Jahr zog sie nach München, um dort einen Deutsch-Sprachkurs am Goethe-Institut zu absolvieren. Bei einem Besuch in West-Berlin im Sommer jenes Jahres lernte sie Rudi Dutschke kennen; die beiden heirateten im Jahr 1966. Nach dem Attentat auf Rudi Dutschke im April 1968 half Gretchen Dutschke-Klotz ihrem Ehemann in monatelanger intensiver Betreuung, sein Sprachzentrum wieder zu entwickeln und neu sprechen zu lernen. Nach Rudi Dutschkes Tod im Jahr 1979 zog sie 1985 zurück in die USA; seit 2010 lebt sie wieder in Berlin. Gretchen Dutschke-Klotz setzte sich als Partnerin des SDS-Studentenführers Dutschke vehement für die Gleichstellung der Geschlechter ein. Die Idee der Kommune I als eine kollektive, nichtentfremdete Arbeits- und Lebensgemeinschaft geht auf ihre Initiative zurück.

Gretchen Dutschke-Klotz ist Autorin der detailreichen Biographie über Rudi Dutschke *Wir hatten ein barbarisches, schönes Leben* (1996). Darin beschreibt sie ausführlich sowohl seine Herkunft und privaten Verhältnisse als auch seine politische Entwicklung. Ferner veröffentlichte sie im Jahr 2003 Rudi Dutschkes Tagebücher, die er von 1963 bis zu seinem Tod 1979 führte. Ausgehend von den Tagebüchern sowie den Büchern von Gretchen Dutschke-Klotz über ihren Ehemann entstand 2009 der Dokumentar- und Spielfilm *Dutschke*. Dargestellt wird die Witwe Rudi Dutschkes von der britisch-irischen Schauspielerin Emily Cox; in Interviewpassagen kommt Gretchen Dutschke-Klotz selbst zu Wort. In ihrem neuen Buch *1968 – Worauf wir stolz sein dürfen* (2018) blickt sie zurück auf ihr Leben und die 68er-Bewegung.

Das *Berlin European Studies Program* wurde 2005 gegründet. Pro Jahr nehmen daran mehr als 300 Studierende teil. Zielgruppe des Programms sind ausländische Studierende und Universitäten, vor allem aus Nordamerika, sowie Study-Abroad-Anbieter. Kernstück von FU-BEST ist eine Kombination von Deutsch-als-Fremdsprache-Kursen und überwiegend englischsprachigen Fachseminaren. Neben dem akademischen Programm bietet FU-BEST seinen Teilnehmerinnen und Teilnehmern ein kulturelles Rahmenprogramm und Exkursionen. Interessierten Studierenden werden auch Praktikumsangebote und ehrenamtliche Tätigkeiten vermittelt.

Zeit und Ort des Vortrags „The Legacy of 1968 in U.S.-European Perspective“

- Campus Lankwitz der Freien Universität Berlin, Malteserstraße 74–100, Gebäude G, Hörsaal G202
- Mittwoch, 28. November 2018, Beginn: 19.30 Uhr

WEITERE INFORMATIONEN

https://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2018/fup_18_318-gretchen-dutsch... 15.11.2018

Kontakt

Dr. Dirk Verheyen, FU-BEST, Telefon: 030 / 838-56582, E-Mail: dirk.verheyen@fu-berlin.de,
im Internet: www.fu-berlin.de/en/sites/fubest

SCHLAGWÖRTER

[Geschichte](#)

[Gesellschaft](#)

[Internationales](#)

[prominente Gäste](#)

[Uni für alle](#)

https://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2018/fup_18_318-gretchen-dutsch... 15.11.2018

Freie Universität Berlin

Presse und Kommunikation

Santander unterstützt Hispanistentag

Die Freie Universität Berlin ist Gastgeberin des größten deutschen Fachkongresses zur Hispanistik vom 27. bis 31. März 2019

Nr. 317/2018 vom 14.11.2018

Mehr als 600 Fachvertreterinnen und Fachvertreter aus der ganzen Welt und aus verschiedenen Bereichen der Hispanistik werden im März 2019 an der Freien Universität Berlin über Fragen der Literaturwissenschaft, der Linguistik, der Didaktik und Kulturwissenschaft diskutieren. Mit den fünf Kongresstagen sollen die internationale Zusammenarbeit gestärkt und die Vielfalt der spanischsprachigen Kulturen deutlich gemacht werden. Neben dem Deutschen Hispanistenverband, dem Spanischen Kulturministerium und der Internationalen Abteilung der Freien Universität sowie der Spanischen Botschaft Berlin und der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt Santander die Veranstaltung in Berlin im Namen von „Santander Universitäten Deutschland“ mit einer Spende. Ein Spendenbrief wurde am Mittwoch von Vorstandsmitglied Fernando Silva an den Präsidenten der Freien Universität Berlin, Professor Günter M. Ziegler, übergeben.

Der XXII. Deutsche Hispanistentag ist der Vielfalt und den Verflechtungen der spanischen Sprache und der in ihr ausgedrückten Literaturen und Kulturen gewidmet. „Wir laden dazu ein, in der kosmopolitischen Metropole Berlin aus literatur- wie kulturwissenschaftlicher, aus linguistischer, didaktischer und transversaler Perspektive diese Zusammenhänge auch vor dem Horizont aktueller wissenschaftlicher wie gesellschaftlicher Herausforderungen zu untersuchen“, sagt Linguistik-Professor Dr. Uli Reich, der gemeinsam mit Professorin Dr. Judith Meinschaefer und Professorin Dr. Susanne Zepp-Zwirner vom Institut für Romanische Philologie der Freien Universität zum Organisationsteam des Hispanistentages gehört.

„Die Wurzeln von Santander liegen in Spanien, daher ist es uns ein besonderes Anliegen, die Vielfalt der spanischsprachigen Welt durch den Hispanistentag nachhaltig zu unterstützen. Auch in unserem Unternehmen erleben wir tagtäglich, wie wichtig die trans- und internationale Zusammenarbeit ist“, erläuterte Fernando Silva, der im Vorstand auch für den Bereich Santander Universitäten verantwortlich ist.

Santander Universitäten ist Teil des globalen Unternehmensbereichs Santander Universities von Banco Santander. Die spanische Bank hat seit 1996 weltweit rund 1.300 Kooperationen mit Universitäten aufgebaut. Banco Santander fördert akademische Institutionen in Lehre und Forschung, bei internationalen Kooperationen, bei Wissens- und Technologietransfer, Unternehmensinitiativen sowie Austauschmöglichkeiten für Studierende und Innovationen.

Weitere Informationen

- Univ.-Prof. Dr. Susanne Zepp-Zwirner, Professorin am Institut für Romanische Philologie der Freien Universität Berlin, Telefon: 030 838 52038, E-Mail: susanne.zepp@fu-berlin.de
- Eva Eisemann, Leiterin Externe Kommunikation, Telefon: 02161 / 690 9041, E-Mail: eva.eisemann@santander.de

SCHLAGWÖRTER

https://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2018/fup_17_317-foerderung-hisp... 15.11.2018

Kooperationen

Politik

https://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2018/fup_17_317-foerderung-hisp... 15.11.2018

Online-Magazin Campus.leben der Freien Universität Berlin

Freie Universität Berlin vom 15.11.2018

Autor: Sören Maahs

Blick hinter die Kulissen • campus.leben • Freie Universität Berlin

Seite 1 von 4

Freie Universität Berlin

campus.**leben**

Blick hinter die Kulissen

15. November, 18 Uhr: Antrittsvorlesung von Professor Jan Lazardzig und Ausstellungseröffnung „Front – Stadt – Institut“ am Institut für Theaterwissenschaft – eines der Gründungsinstitute der Freien Universität

14.11.2018



Gottfried Benn, „Die Stimme hinter dem Vorhang“. Eröffnungsvorstellung des Theatersaals (heute Hörsaal A) des Henry-Ford-Baus am 19. Juni 1954.

Bildquelle: FU-Archiv/unbekannt

Als im Dezember 1950 das Wiener Burgtheater mit Ibsens John Gabriel Borkman in Berlin gastierte, forderten Westberliner Studierende sowie Angehörige der jüdischen Gemeinde die Absetzung des Gastspiels. Der Protest richtete sich gegen das Burgtheater-Ensemble-Mitglied Werner Krauß, der im NS-Propagandafilm „Jud Süß“ gleich mehrere Rollen gespielt hatte. Die Demonstranten durchbrachen mehrere Polizeiketten und demolierten die Glastüren des Foyers des Theaters am Kurfürstendamm.

Der Widerstand gegen die Aufführung ging auch an der Freien Universität nicht spurlos vorüber. Ernst Schröder, Staatsschauspieler und Gastdozent am Institut für Theaterwissenschaft, war bei der Demonstration durch den Wasserwerfer und Holznüppeleinsatz der Polizei schwer verletzt worden. Hans Knudsen, Professor für Theaterwissenschaft an der Freien Universität und Gründungsdirektor des Instituts, kündigte Schröder wegen dessen politischen Engagements die Lehrtätigkeit. Wie der Ausnahmeschauspieler Krauß, so hatte sich auch Knudsen bereitwillig in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt und nach 1945 seine Karriere zunächst relativ unbehelligt fortsetzen können.

Zu einem zeitgeschichtlichen Mosaik zusammengefügt

Es sind Bezüge wie diese, denen die Ausstellung „Front – Stadt – Institut“ anlässlich des Institutsjubiläums detailreich nachgeht. „Die Theaterwissenschaft eignet sich besonders gut, um den Zusammenhang von Universitäts- und Stadtgeschichte in den 1950er und 60er Jahren aufzuzeigen“, erklärt Jan Lazardzig, Professor für Theaterwissenschaft an der Freien Universität. Gemeinsam mit dem Leiter der Theaterhistorischen Sammlungen Peter Jammerthal und Studierenden hat er die Ausstellung erarbeitet. Neben Fotografien, Ton- und Filmaufnahmen haben die Studierenden Briefwechsel, Anwaltsschreiben, Flug- und Zeitungsblätter sowie vielfältige weitere Originaldokumente aus dem Zeitraum von 1948 bis 1968 in Archiven und Bibliotheken gesammelt und zu einem zeitgeschichtlichen Mosaik zusammengefügt.

Der Fokus der Ausstellung liegt auf den ersten 20 Jahren des Instituts, die besonders durch den ersten Lehrstuhlinhaber Hans Knudsen geprägt waren. Die Theaterwissenschaft gehörte zu den Gründungsdisziplinen der Freien Universität. Zum Wintersemester 1948/49 hatten sich 27 Studierende eingeschrieben, das Institut war damals im Dachstuhl der Boltzmannstraße 3 untergebracht – dem ersten Gebäude der Freien Universität. Das Institut wurde rasch zu einem Aushängeschild der Freien Universität. Der Ordinarius Knudsen war eine bekannte Größe im Westberliner Theater- und Kulturbetrieb der 1950er-Jahre. Sein Studententheater trat im Theatersaal des Henry-Ford-Baus auf und feierte landesweit Festivalerfolge. Studierende der Theaterwissenschaft prägten nicht nur die Westberliner Theater- und Presselandschaft, sondern fanden sich bald über die ganze Bundesrepublik verstreut.

Widersprüche und Probleme

Krass zeigen sich in der Person Hans Knudsens die Widersprüche und Probleme der Universitätsgründung. Knudsen war ein Schüler und Assistent Max Herrmanns, des 1942 nach Theresienstadt deportierten Berliner Germanisten und Begründers der Theaterwissenschaft. Von 1933 an hatte Knudsen sich als Theaterkritiker in den Dienst der nationalsozialistischen Theater- und Kulturpolitik gestellt. Von 1935 bis 1938 war er Herausgeber der Zeitschrift „Die Bühne“, dem Organ der Reichstheaterkammer, danach Hochschuldozent. 1943 wurde er für seine Treue mit einer sogenannten Führerprofessur an der Friedrich-Wilhelms-Universität belohnt. „Er kann“, so Lazardzig, „als Vertreter jener Assistentengeneration gesehen werden, der sich aufgrund der nationalsozialistischen Säuberungen an den Hochschulen überhaupt erst eine Karriereoption eröffnete.“

Nach dem Krieg wurde er auf eine Professur an der 1948 neu gegründeten Freien Universität berufen. Indem Knudsen das Andenken an seinen jüdischen Lehrer Max Herrmann vor sich hertrug, versuchte er sein Wirken während des Nationalsozialismus zu verschleiern. Er baute nach 1945 gemeinsam mit anderen zum Teil schwer belasteten Wissenschaftlern wie etwa dem Ehepaar Elisabeth und Herbert A. Frenzel die einstmalig von Max Herrmann geleitete Gesellschaft für Theatergeschichte wieder auf. Auch nach seiner Emeritierung im Jahr 1956 lehrte Knudsen weiter am Institut. Er übte durch seine zahlreichen Ämter im Westberliner Theaterleben – unter anderem als Vorstandsmitglied der Freien Volksbühne, Jury-Leiter für den Gerhart-Hauptmann-Preis für neue Dramatik und Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Theatergeschichte – großen Einfluss auf die städtischen Bühnen aus. Das ging bis hin zu Entscheidungen für oder gegen bestimmte Aufführungen.

Verschweigen und Unterdrücken eigener Schuld

Seine Kunstanschauung setzte sehr stark auf ein bürgerliches Unterhaltungsformat, „das entzückt, nicht beunruhigt“, sagt Jammerthal. Knudsens alte, aus den 1920er und 30er Jahren herrührende Ablehnung moderner und avantgardistischer Theaterströmungen erschwerte rückkehrenden Künstlern, die vor den Nationalsozialisten hatten ins Exil fliehen müssen, den ohnehin schwierigen Neuanfang. Prominentes Beispiel ist der Regisseur Erwin Piscator: Noch 1959 polemisierte Knudsen in seiner „Deutschen Theatergeschichte“ gegen „die Tage des billigen, politisch gemeinten Piscator-Theaters nach 1918“, an dem sich „der künstlerische Unwert eines politisch mißbrauchten Theaters erwiesen“ habe. „So wurden die alten Argumente aus den 1930er und 40er Jahren nach dem Krieg wieder neu aufgeladen“, sagt Lazardzig.

Als sich in den 1960er-Jahren – nicht zuletzt vor dem Hintergrund des ersten Auschwitz-Prozesses (1963-1965) – das gesellschaftliche Klima wandelte, begann man öffentlich, Knudsens Karriereweg zu thematisieren, der als charakteristisch für die Tätergesellschaft angesehen wurde. Bei der Konzeption der Ausstellung, sagt Lazardzig, habe vor allem interessiert, ab wann und auf welche Weise NS-Verflechtungen überhaupt thematisiert und zum Argument geworden seien. Und welche Auswirkungen das Verschweigen und Unterdrücken eigener Schuld für die Theaterwissenschaft gehabt hat.

Einblick in den Studienalltag der 1960er Jahre

<https://www.fu-berlin.de/campusleben/campus/2018/181115-theaterwissenschaft-auss...> 15.11.2018

Das Studienangebot am Theaterwissenschaftlichen Institut und die Ansprüche der Studierenden angesichts der gesellschaftlichen und künstlerischen Entwicklungen fielen in den 1960er-Jahren zunehmend auseinander. Theorieinteressierte gingen an der Freien Universität zu Peter Szondi am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. Eberhard Lämmert las Mitte der 1960er-Jahre nicht nur zur Literatur der NS-Zeit sondern thematisierte auch die Geschichte der Germanistik.

Die Ausstellung, die am 15. November eröffnet wird, dokumentiert auch den Institutsalltag und das Studentenleben. Die Studentenbühne an der Freien Universität war der Kristallisationspunkt, an dem sich ästhetischer und politischer Widerstand gegen überkommene Theaterkonzeptionen formierte. Einer der dort aktiven Studenten war Jürgen Schitthelm, Mitbegründer der 1962 aus dem Studententheater hervorgegangenen Schaubühne am Halleschen Ufer in Kreuzberg und später langjähriger Direktor der Schaubühne am Lehliner Platz. Schitthelm verstand die Schaubühne als Gegengründung zu den etablierten Westberliner Stadttheatern.

Die gesammelten Mitschriften des Germanisten Alfred Hübner vermitteln einen Einblick in den Studienalltag der 1960er Jahre. Aus den Unterlagen geht hervor, dass in einer Hauptseminarklausur etwa die Lebensdaten von Regisseuren abgefragt wurden und Begriffsdefinitionen wie „Was ist die Teichoskopie?“ „Unfreiwillig komisch“ nennt Jammerthal die „Blätter zur Berufskunde“ von 1961, in denen unter dem Stichwort Karriereaussichten Frauen die Eignung fürs Theaterschaffen mit großer Selbstverständlichkeit abgesprochen wird: „Denn vor allem zu den Regie-Aufgaben gehört so viel Wille und Durchsetzungskraft, daß eine Frau leicht unterwegs erlahmt. Es ist ihr meist nicht gegeben, von einer Kommandowarte aus die Theaterschlacht zu lenken und sich bei den ‚alten Theaterhasen‘ durchzusetzen.“

Sören Maahs

WEITERE INFORMATIONEN

Die **Ausstellung „Front – Stadt – Institut: Theaterwissenschaft an der Freien Universität 1948-1968“** wird am 15. November im Institut für Theaterwissenschaft der Freien Universität (Grunewaldstraße 35, 12165 Berlin) eröffnet. Gezeigt wird sie bis zum 31. März 2019. Parallel zur Ausstellung erscheint im Berliner Verbrecher Verlag ein Begleitband, der längere Essays und von Studierenden verfasste Kontextualisierungen ausgewählter Ausstellungsobjekte enthält.

Antrittsvorlesung „Anfänge der Theaterwissenschaft“ von Professor Jan Lazardzig

- 15. November 2018, 18.00 Uhr
- Institut für Theaterwissenschaft der Freien Universität Berlin, Grunewaldstraße 35 (Hörsaal), 12165 Berlin
Buslinie X 83 (Schmidt-Ott-Straße)

LINKS ZUM THEMA

- [▶ Pressemitteilung "Anfänge der Theaterwissenschaft in Berlin"](#)

SCHLAGWÖRTER

<https://www.fu-berlin.de/campusleben/campus/2018/181115-theaterwissenschaft-auss...> 15.11.2018

[70 Jahre Freie Universität](#)

[Ausstellungen](#)

[Philosophie und Geisteswissenschaften](#)

[Theater](#)

<https://www.fu-berlin.de/campusleben/campus/2018/181115-theaterwissenschaft-auss...> 15.11.2018

Freie Universität Berlin vom 15.11.2018

Autor: Christine Boldt

Wenn in der Französischen Straße die Fledermäuse singen • campus.leben • Freie U... Seite 1 von 5

Freie Universität Berlin

campus.leben

Wenn in der Französischen Straße die Fledermäuse singen

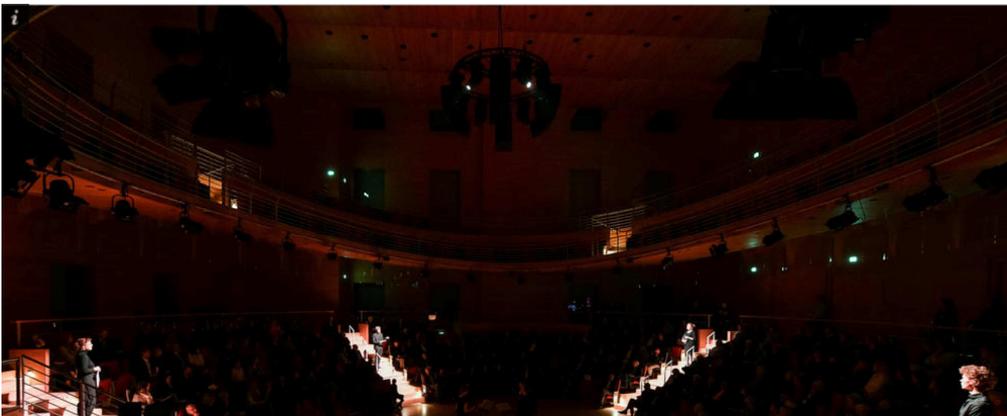
Im Pierre Boulez Saal in Berlin-Mitte wurde das 20-jährige Jubiläum der Samuel-Fischer-Gastprofessur an der Freien Universität mit einem „Konzert der Worte“ gefeiert

14.11.2018



Die österreichische Autorin Teresa Präauer lässt Tiere in ihre Texte und beschäftigt sich mit der Kommunikation zwischen Mensch und Tier.
Bildquelle: Phil Dera

Musik und Literatur – wie eng beides miteinander verbunden ist, klang im „Konzert der Worte“ immer wieder an, mit dem am vorvergangenen Montagabend das Jubiläum der Samuel-Fischer-Gastprofessur begangen wurde. Seit 20 Jahren, Semester für Semester, kommen Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus aller Welt ans Peter-Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität, um dort mit Studierenden über Literatur zu sprechen, gemeinsam Texte zu lesen und zu schreiben. Drei von ihnen – László Krasznahorkai aus Ungarn, Teresa Präauer aus Österreich und Louis-Philippe Dalembert aus Haiti, der derzeitige Gastprofessor – saßen an diesem Abend mit auf der Bühne.



<https://www.fu-berlin.de/campusleben/lernen-und-lehren/2018/181113-20-jahre-samu...> 15.11.2018



Vier Schauspieler im dunklen Konzertsaal, beleuchtet sind nur die Treppen, auf denen sie stehen. Sie lesen aus den Erinnerungen ehemaliger Gastprofessorinnen und -professoren. So beginnt der Abend:

„Und wo ist Berlin?“ fragte ich mich. Diese Ansammlung von Bäumen, Seen und Villen konnte doch nicht die deutsche Hauptstadt sein? Ich wartete ja beinahe, dass ich Kuhglocken hörte“, schrieb etwa Yann Martel, Gastprofessor im Wintersemester 2002/2003.

„Studierende, die lesen können und verstehen wollen, mit und ohne Kanon, besitzen die rare Fähigkeit, in der Welt der Kommunikationsmedien zwischen Fake, Truth und Fiction zu unterscheiden. Fearless and thirsty and supple!“, befand Teresa Präauer, Gastprofessorin im Sommersemester 2016.

Und Feridun Zaimoglu, der die Gastprofessur im Sommersemester 2004 besetzte, beschrieb seine erste Reaktion auf die Berufung: „Was tut ein doppelter Studienabbrecher, wenn er eine Einladung zu einer Gastprofessur erhält? Er freut sich und wartet, dass sich seine Verwirrung legt. Also freute ich mich, und ich spazierte an der Kieler Förde entlang, und als ich am Robbenbecken stand, dachte ich, ich bin etwas verwirrt, aber das macht nichts. Als es dann endlich losging, kamen die Studenten in Scharen.“

Aus diesen und weiteren gelesenen Passagen spricht vieles: Verwunderung über das Berliner Idyll Dahlem, der Bezirk, in dem die Freie Universität liegt; Begeisterung über die Arbeit mit den Studierenden; Unsicherheit bei denen, die zuvor noch nie vor Studierenden gestanden haben. Vor allem aber Zustimmung für das 20 Jahre währende Projekt Samuel-Fischer-Gastprofessur.



Anglistikprofessorin Claudia Olk im Gespräch mit dem ungarischen Autor László Krasznahorkai.
Bildquelle: Phil Dera

„Die Gastprofessur ist Teil des Selbstverständnisses unseres Instituts“, sagte Claudia Olk vom Peter-Szondi-Institut der Freien Universität. Die Anglistikprofessorin dankte den Partnern für die dauerhafte und bereichernde Zusammenarbeit: dem Veranstaltungsforum der Holtzbrinck Publishing Group, dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) und dem S. Fischer Verlag.



<https://www.fu-berlin.de/campusleben/lernen-und-lehren/2018/181113-20-jahre-samu...> 15.11.2018



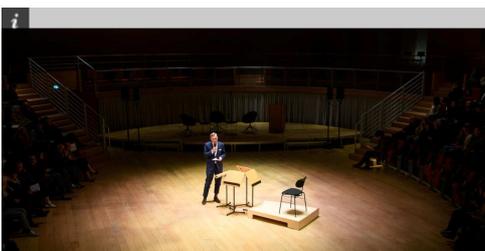
László Krasznahorkai war im Sommersemester 2008 Gastprofessor an der Freien Universität. Im Konzert der Worte erläuterte er, wie Rhythmus, Melodie und Tempo sein Schreiben bestimmen.
Bildquelle: Phil Dera

Eine leise Spurensuche über das Entstehen von Texten und die Komposition von Sätzen war das Gespräch, das sie anschließend mit László Krasznahorkai führte. Von dessen Lieblingskomponist Johann Sebastian Bach hatten drei Studentinnen und ein Student des Collegium Musicum – des gemeinsamen Orchesters von Freier Universität und Technischer Universität – zuvor den dritten Satz aus dem 6. Brandenburgischen Konzert gespielt. Rhythmus, Melodie und Tempo bestimmten sein Schreiben, verriet Krasznahorkai, der Cello, Klavier, Gitarre beherrscht und auch einige fernöstliche Instrumente. Als Samuel-Fischer-Gastprofessor im Sommersemester 2008 hatte Krasznahorkai ein Seminar über das „Universum des Anfangs“ gehalten. Darüber, wie in Europa zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen Kulturen über Anfänge in der Literatur, der Musik, der Kunst und im Alltag reflektiert wurde.



Schreibend auf der Suche nach dem Land der Kindheit: Louis-Philippe Dalembert ist aktueller Samuel-Fischer-Gastprofessor an der Freien Universität.
Bildquelle: Phil Dera

Am Anfang seiner Gastprofessur steht Louis-Philippe Dalembert. Der haitianische Schriftsteller, der im Oktober seine Antrittsvorlesung hielt, erzählte im Gespräch mit der Radiomoderatorin Barbara Wahlster, dass er „laut schreibe“: dass er die Wörter vor sich hersage, um sich von ihrem Klang leiten zu lassen. Mit den Studierenden seines Seminars „Littérature et histoire“ spricht Dalembert im laufenden Semester über die Verarbeitung von Ereignissen der Weltgeschichte in der Literatur. Seine Herkunft und Heimat sind in seinem Werk wiederkehrende Themen; mit 24 Jahren hat er den Karibikstaat verlassen, „vagabundiert“ seitdem durch die Welt, immer auf der Suche nach einem verlorenen Land: seiner Kindheit. Zwei Gedichte, „Geheimnisse“ und „Reise“, in seiner Muttersprache Französisch vorgetragen, ließen dieses verlorene Land anklingen.



Andreas Wilkes, Geschäftsführer des Veranstaltungsforums der Holtzbrinck Publishing Group, erinnerte an die Geschichte der 1998 eingerichteten Gastprofessur, die als gemeinsame Idee begonnen hatte. Entworfen wurde sie von Komparatistik-Professor Gert Mattenklott vom Peter-Szondi-Institut der Freien Universität und von Andreas Wilkes. Den Kontakt zur Freien Universität hatte der damalige Generalsekretär des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) Heinz Christian Bode hergestellt; gemeinsam mit Hans Jürgen Balmes, damals wie heute Lektor und Programmleiter für internationale Literatur im S. Fischer Verlag, schmiedeten sie eine enge Kooperation.

<https://www.fu-berlin.de/campusleben/lernen-und-lehren/2018/181113-20-jahre-samu...> 15.11.2018



Mit der Gastprofessur habe man damals ein Zeichen gegen Provinzialität setzen wollen, sagte DAAD-Präsidentin Margret Wintermantel: „Die literarische Praxis sollte den Eurozentrismus überwinden.“ Andere Perspektiven kennenzulernen, sei angesichts der derzeitigen politischen Weltlage heute von größerer Bedeutung denn je: „Der internationale Austausch ist für den Bildungsweg jedes Einzelnen wichtig.“



Wie offen und fächerübergreifend die Gastprofessur interpretiert werden kann, demonstrierte die von dem Autor Florian Werner moderierte Diskussion mit Teresa Präauer und der Verhaltensbiologin Mirjam Knörnschild von der Freien Universität. Die österreichische Schriftstellerin hatte seinerzeit ihre Antrittsvorlesung als Gastprofessorin an der Freien Universität mit dem Titel „Tier werden“ überschrieben, Tiere – Vögel, zuletzt der „Affe“ Schimmi – bevölkern ihr Werk.

Nur einen Flügelschlag davon entfernt ist die Arbeit von Mirjam Knörnschild: Die Verhaltensbiologin untersucht den Gesang von Fledermäusen. Wegen ihrer hohen Frequenz können die Laute, mit denen sich die Tiere beim Fliegen orientieren, vom Menschen in der Regel nicht wahrgenommen werden. Zuweilen könne man sie aber als leises Zirpen vernehmen, wie bei einer Zikade, erläuterte die Biologin. Auf die Frage, ob sie die Sprache der Fledermäuse verstehe, sagte Mirjam Knörnschild, dass sie „rudimentär fledermausisch“ spreche. Weshalb Teresa Präauer gleich um Nachhilfe in dem Fach bat. Dass Mirjam Knörnschild in der Französischen Straße auf dem Weg zum Pierre Boulez Saal, mitten in Berlin, den Gesang von Fledermäusen gehört hatte, passte zum Konzert der Worte. Und zur Literatur, die an diesem Abend vielstimmig gefeiert wurde.

Christine Boldt

WEITERE INFORMATIONEN

Von Nora Amin, Andrew Sean Greer und Viktor Jerofejew über Daniel Kehlmann, Kenzaburo Oe und Alice Oswald bis zu Cécile Wajsbrot und Édouard Louis – mit den bisher 41 Autorinnen und Autoren aus aller Welt, die seit 1998 die Samuel-Fischer-Gastprofessur besetzt haben, haben mehr als 1200 Studierende der Freien Universität über Literatur diskutiert.

Ehemalige Gastprofessoren

Edouard Louis, Joshua Cohen, Lavinia Greenlaw, Abdourahman Waberi, Teresa Präauer, Alice Oswald, Viktor Jerofejew, Cécile Wajsbrot, Héctor Abad, David Hinton, Javier Cercas, Andrew Sean Greer, Abdelwahab Meddeb, Nedim Gürsel, Daniel Kehlmann und Adam Thirlwell, Sara Stridsberg, Tomas Venclova, Mircea Cartarescu, Richard Powers, Raoul Schrott, László Krasznahorkai, Sjórn (Sigurjón Birgir Sigurðsson), Nuruddin Farah, Fernando Pérez, Dubravka Ugrešić, Amit Chaudhuri, Michèle Métail, Nora Amin, Feridun Zaimoglu, Etgar Keret, Alberto Manguel, Yann

<https://www.fu-berlin.de/campusleben/lernen-und-lehren/2018/181113-20-jahre-samu...> 15.11.2018

Martel, Robert Hass, Marlene Streeruwitz, Sergio Ramírez, Scott Bradfield, Kenzaburo Oe, V. Y. Mudimbe, Vladimir Sorokin.

Weitere Informationen: [Peter-Szondi-Institut](#)

Lesen Sie auch den [Artikel](#) in der Tagesspiegel-Beilage der Freien Universität vom 6. Oktober 2018.

SCHLAGWÖRTER

[Gastprofessuren](#)

[Kooperationen](#)

[Kunst](#)

[Literatur](#)

[Philosophie und Geisteswissenschaften](#)

[prominente Gäste](#)

[Sprache](#)

<https://www.fu-berlin.de/campusleben/lernen-und-lehren/2018/181113-20-jahre-samu...> 15.11.2018